

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die *Lyoner* Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 5.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

Mai 1888.

**Inhalt:** Die im Jahre 1887 verstorbenen Missionsbischöfe. — Der hl. Petrus Claver, Apostel der Negerflaven. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China (Erdbeben in Yunnan und Ueberschwemmung des Gelben Flusses); Vorderindien (Mission unter den Kolys [Schluß] und Mission von Kental in Puna); Nordamerika (Mission unter den Krähen-Indianern [Schluß] und Gründung der Mission von Alaska). — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Martyrer von Uganda (Fortsetzung.)

### Die im Jahre 1887 verstorbenen Missionsbischöfe.

Gar mancher opfermuthige Nachfolger der Apostel ist wiederum in die ewige Ruhe eingegangen, um von Gott den Lohn für die treue Arbeit in seinem Weinberge zu empfangen. Weist auch nicht jedes Leben glänzende Thaten nach außen auf, so ist doch sein innerer Werth ein hoher, unvergänglichlicher, und von allen Heimgegangenen gilt das Wort: „Selig die Todten, die im Herrn sterben.“

Noch war kein Jahr verfloßen, seit der Heilige Vater den Provikar der Mandchurie, den hochwürdigsten Herrn **Joseph Andreas Boyer** zum Coadjutor Msgr. Dubails erhoben hatte, da rief Gott schon den neuen Oberhirten zu sich. Am Tage seiner Weihe zum Bischofe von Myrina schrieb der Verstorbene: „So bin ich denn Bischof; aber ach, wie klein komme ich mir unter der Mitra vor, wie drückt sie so schwer! Drei Provinzen, weit größer als Frankreich, soll mein Hirtenstab leiten, und Millionen von Seelen soll ich auf meinen Schultern zur rechten Hürde tragen. Unser Missionsfeld ist unermesslich weit ausgedehnt und seine Bevölkerung zahlreich, und doch sind unserer nur vierunddreißig, 2 Bischöfe, 24 Missionäre und 8 eingeborene Priester, welche die geistige Noth des Volkes lindern könnten. Beien Sie, daß der Herr sich würdige, eifrige Arbeiter in seinen Weinberg zu senden.“ Msgr. Boyer sollte die Tage einer reichen Ernte nicht mehr erleben. Der Verewigte war am 18. Juni 1824 zu Aix in der Provence geboren; länger als sein halbes Leben hatte er in der Mission gearbeitet, als deren Apostolischer Vikar er aus diesem Leben schied.

Als Msgr. Rouger, der Apostolische Vikar von Südkiangsi, am letzten Januar des verfloßenen Jahres im Mutterhause der Missionscongregation eintraf, um dort nach Anordnung der Aerzte seine erschütterte Gesundheit neu zu kräftigen, konnte es schon keinem Zweifel mehr unterliegen, daß es unmöglich sei, die Tage des verdienten Bischofes länger zu fristen. Die Leiden und Mißhandlungen, welche er seitens der Heiden in Kiangsi erduldet, hatten seine Kräfte erschöpft. Msgr. Rouger verschied am 31. März 1887.

Dem Schoße einer echt christlichen Familie zu Pourrain in der Diocese Sens entsprossen, trat Abrian Rouger 1851, im Alter von 18 Jahren, in die Congregation der Missionen. Dem Befehle seiner Vorgesetzten gehorsam, schiffte er sich 1853 nach Alexandrien ein. Bald jedoch erkannten die Obern, daß das Verlangen des jungen Priesters nach schwereren Arbeiten von Gott komme, und so schickten sie ihn zwei Jahre später nach China.

Achtundzwanzig Jahre arbeitete Msgr. Rouger unermüdblich als einfacher Missionär am Heile der Seelen, bis bei Errichtung des Apostol. Vikariates Südkiangsi die Wahl des Heiligen Stuhles auf ihn, als den ersten Oberhirten, fiel. Diese Auszeichnung seitens des Heiligen Vaters war zugleich auch eine Anerkennung dessen, was der neue Bischof bisher für das Reich Christi gethan. Hätte es noch eines Beweises bedurft, daß der Lebensbaum, welchen der Missionär unter den Heiden gepflanzt, gute und dauernde Früchte zeitigte, so hätte ihn sicher die Verfolgung erbracht, welche über die Neubekehrten, und zumeist über ihren



Hirten, hereinbrach. Daß Mgr. Rouger seiner Herde gegenüber kein feiger Miethling war, zeigt die grausame Behandlung, welche er erduldet. Gänzlich ausgeraubt, sah er seine Wohnung in Flammen aufgehen; ihn selbst überhäuften die Heiden mit Schlägen und schleiften ihn durch die Straßen. Man darf es wohl als besondern Schutz der Vorsehung betrachten, daß der hochwürdige Herr den brutalen Quälereien nicht erlag. War ihm auch nicht der glorreiche Tod des Martyriums vergönnt, so fiel er doch den erlittenen Mißhandlungen zum Opfer, und man kann von ihm sagen, daß er als guter Hirte sein Leben für seine Schafe hingegeben.

Zweimal innerhalb zweier Jahre wurde das Apostol. Vikariat von Curassao auf den Antillen verwaist. Kaum hatte Mgr. **Geslaus Reynen** O. P. sein Hirtenamt angetreten, da raffte ihn schon der Tod hinweg. Menschlicher Weise gesprochen, ist dieser Verlust um so mehr zu bedauern, da der neue Bischof in hohem Grade geeignet erschien, das Werk seines seligen Vorgängers und Ordensbruders fortzusetzen. Als im Juli 1886 die versammelten Cardinäle der Propaganda dem Heiligen Vater P. Reynen als Apostol. Vikar für Curassao empfahlen, versprachen sie sich, wie ihre einstimmige Wahl erzeugte, von dem Heimgegangenen, der kaum das 51. Lebensjahr erreicht hatte, viel für die Ehre und das Reich Gottes. Sein heiliger Wille hat es anders gelenkt.

„Sind die Indianer nicht die geringsten der Brüder Christi? Die geringsten — ja die ärmsten, unwissendsten, die am meisten verachteten sind sie gewiß. Selig darum der Apostel, welchem an ihrer Erziehung und Heiligung zu arbeiten vergönnt ist.“ Diese Worte kamen dem Erzbischofe von Vancouver beim dritten Plenarconcile zu Baltimore von Herzen. Selig ist der glorreich heimgegangene Oberhirte; denn er hat aus Liebe zu den ärmsten Brüdern Christi nicht nur die schweren Mühen eines harten Apostolates auf sich genommen, er hat sogar sein Leben für sie in die Schanze geschlagen.

**Carl Johannes Baptist Seghers** war am 26. December 1839 zu Gent in Belgien geboren. Nachdem er die Studien im St.-Barbara-Colleg in seiner Vaterstadt vollendet, trat er am 1. October 1859 in das Diöcesanseminar ein.

Um seinem apostolischen Berufe, der immer deutlicher sich aussprach, besser zu genügen, vertauschte Seghers 1862 das Seminar mit dem amerikanischen Colleg zu Löwen. Ein Jahr später, am 31. Mai, empfing er im Dome zu Mecheln die heilige Priesterweihe von dem damaligen Erzbischofe Cardinal Engelbert Sterckx. Mit dem Priesterthume war der Zeitpunkt näher gekommen, da der angehende Missionär Heimat und Eltern verlassen sollte, um das schwierige, aber erhabene Werk des Apostolates zu beginnen. Daß nicht irdische Rücksichten bei der Wahl des Berufes für den Glaubensboten maßgebend gewesen, bewies die Entscheidung, welche er betreffs seines künftigen Arbeitsfeldes traf. Vancouver, das er sich für seine priesterliche Thätigkeit ausersehen, eines der schwierigsten Missionsgebiete, bot natürlicherweise wenig anziehende Reize; dafür war aber die geistige Noth der Seelen um so größer, und gerade dieser Umstand war für Seghers ausschlaggebend. Die Verlassenheit der Indianer hatte sein Herz getroffen, und darum bot er sich froh und bereitwillig dem Bischofe Demers von Victoria an. Am 14. September 1863, dem Feste Kreuzerhöhung, schiffte sich der junge Missionär nach Amerika ein. Groß war die Freude des Oberhirten, als er zwei Monate später in seiner Residenz den eifrigen Mitarbeiter im Weinberge

des Herrn begrüßen konnte. Der greise Prälat, welchem das Heil seiner anvertrauten Herde stets das höchste Ziel aller Mühen und Sorgen gewesen, sah in Seghers ganz den Mann nach seinem apostolischen Herzen; er wußte, daß er getrost einen Theil seiner Hirtenlast diesen jüngeren, rüstigeren Schultern aufbürden konnte. Wie sehr der Apostel das Vertrauen seines Bischofes durch ein heiligmäßiges Priesterleben rechtfertigte, beweisen die Worte, welche letzterer im amerikanischen Colleg zu Löwen sprach. „Es mag einen gleich guten Priester auf Erden geben; aber ich glaube nicht, daß es einen bessern gibt.“ Wie viel opferfreudige, selbstvergeßene Hingabe, wie viel Seeleneifer setzt nicht dies kurze Lob voraus!

Es würde uns zu weit führen, wollten wir aus den ersten Priesterjahren Seghers' auch nur wenige Belege für seine unermüdbliche Thätigkeit beibringen. Es genüge die eine Bemerkung, daß er schon im vierten Jahre nach seiner Ankunft in Victoria in Folge der aufreibenden Arbeiten Blut zu speien begann. Wenden wir uns jetzt zu dem Hauptwerke des Berewigten, zu der Gründung der Indianermissionen an der Westküste von Vancouver. Es war im Jahre 1869, als zwei Indianer wegen eines Mordes in Hasquiat durch den Strang hingerichtet werden sollten. Der junge Missionär, welcher sie im Gefängnisse unterrichtet und getauft hatte, begleitete dieselben auf ihrem letzten Gange zum Schaffot. Da sah er nun die Stammesgenossen der Unglücklichen zu Tausenden. Auf ihrem Gesichte spiegelte sich das ganze Elend ab, in dem sie mehrere hundert Meilen von Victoria entfernt schmachteten. Bis dahin waren die Nerven noch nie eines Priesters ansichtig geworden. Das war zu viel für das Priesterherz Seghers'; er beschloß, den Verlassenen Hilfe zu bringen und ihr Reiter in der geistigen Noth zu werden. Leider hinderte Krankheit ihn an der sofortigen Ausführung seines Planes.

Dem Bischofe Demers war inzwischen der leidende Zustand seines eifrigen Apostels nicht entgangen. Voll Besorgniß bot er alles auf, um ein so kostbares Leben für den Dienst Gottes länger zu fristen. Da ihm gerade eine Einladung zur Theilnahme an dem vaticanischen Concile geworden, beschloß er, den kranken Priester als Secretär mit nach der ewigen Stadt zu nehmen, in der Hoffnung, ein milderer Klima werde das Uebel beseitigen. In einer Privataudienz stellte der Oberhirte seinen Schützling Pius IX. vor und bat Se. Heiligkeit um den ganz besondern Segen für den Kranken. Gerne gewährte der Heilige Vater diesen Wunsch; zugleich aber gab er dem Prälaten die Versicherung, daß ein so kostbares Leben, dessen die Kirche so sehr bedürftig, erhalten werde. Wirklich besserte sich der Zustand Seghers' in Bälde. Den Aufenthalt in der ewigen Stadt benützte der junge Priester vornehmlich zu seiner weitem Ausbildung in den heiligen Wissenschaften und im canonischen Rechte. Als den Bischof Demers am letzten December 1870 ein Schlaganfall arbeitsunfähig machte, lastete die ganze Schwere der Geschäfte auf den Schultern seines Secretärs. Leider zeigten sich nur zu bald dessen Kräfte den Anstrengungen nicht gewachsen; das alte Uebel trat mit gesteigerter Heftigkeit auf. Menschlicherweise war wenig Aussicht auf Genesung vorhanden, und die Aerzte standen nicht an, den sichern Tod nur für eine Frage der Zeit zu erklären. Am 28. Juli 1871 segnete der Oberhirte von Victoria das Zeitliche, nachdem er 33 Jahre als Missionär gewirkt und 24 Jahre den Bischofsstab geführt hatte. Als die Kunde dem kranken Begleiter hinterbracht wurde, mischten sich dessen heiße Thränen um den heimgegangenen Vater mit einem



Blutströme, der von seinen Lippen floß. Das war eine traurige Lage; allein Seghers hoffte. Wenige Tage vorher hatte er einen Brief an Cardinal Barnabo dictirt, worin er den Kirchensfürsten bat, ihm den Segen des Heiligen Vaters zu erwirken. „Der Segen des Papstes“, so sagte er, „hat meine Heilung begonnen, er soll sie auch vollenden.“ Im August erhielt er die Nachricht, daß seine Bitte Gewährung fand. Es scheint, das Vertrauen des frommen Priesters auf die Kraft des päpstlichen Segens sollte nicht unbelohnt bleiben; denn sein Zustand besserte sich sichtlich. Die Aerzte waren erstaunt darüber, wagten aber in ihrer Verlegenheit sich nicht recht zu äußern, obwohl sie wußten, daß der Genesene, dessen Tod sie so sicher vorausgesagt hatten, seine Rettung einem übernatürlichen Mittel zuschrieb. Thatsache ist, daß seit der Zeit die Lungen des spätern Erzbischofes durchaus gesund waren und sich nie mehr das verhängnißvolle Blutspieen einstellte. Gewiß sollte dies Blut des Apostels bewahrt werden, um einst den Boden Alaska's für den Himmel zu befruchten. Pius IX. vergaß den Schützling des verstorbenen Bischofes Demers nicht, vielmehr bestimmte er denselben, obwohl derselbe erst 34 Jahre zählte, zu dessen Nachfolger in der Leitung der Diocese. Im feierlichen Consistorium vom 23. März 1873 wurde Msgr. Karl Seghers zum Oberhirten von Victoria präconisirt.

Mit seiner Erhebung begann für den Kirchensfürsten eine Zeit neuer aufopfernder Thätigkeit. Leider müssen wir es uns versagen, dem Apostel Alaska's in seiner Wirksamkeit Schritt für Schritt zu folgen. So anziehend auch das Bild sich in den einzelnen Zügen gestalten mußte, so können wir es doch nur in flüchtigen Umrissen unseren Lesern vorführen.

Obwohl Alaska der Jurisdiction des Bischofes von Vancouver unterstand, so war doch bisher noch kein Priester aus seiner Diocese bis zu den zahlreichen Indianerstämmen des fast gänzlich unbekannten Landes vorgebrungen. Msgr. Seghers beschloß, selbst der Pionier des Kreuzes für Alaska zu werden. Noch in dem Jahre seiner Consecration unternahm er seine erste apostolische Reise nach dem 1120 Meilen entlegenen Sitka und nach zweien der Aleuteninseln. Fünf Jahre waren verflossen, seitdem der Bischof zum erstenmale die Westküste von Vancouver besucht; inzwischen hatte er jedoch keineswegs die armen Eingeborenen vergessen. Jetzt brach er als ihr Oberhirte in Begleitung des P. August Brabant auf, um ihnen die frohe Kunde des Heiles zu bringen. Einundzwanzig Dörfer, in denen 4000 Indianer lebten, durften sich der vorübergehenden segensreichen Anwesenheit des Kirchensfürsten erfreuen. In jeder Niederlassung wurde das Wort Gottes gepredigt; die Eingeborenen lernten Gebete und Lieder in ihrer Muttersprache; 960 Kinder unter sieben Jahren empfingen das Sacrament der Taufe. Daß die Mühen um das Wohl der Seelen nicht geringe waren, geht aus einem Briefe Msgr. Seghers' hervor. „Drei Tage und zwei Nächte“, so schreibt er, „waren wir unterwegs. Bei Tag mußten wir marschieren und des Nachts unter strömendem Regen im Freien schlafen. Wir mußten uns selbst einen Pfad durch das Waldesdickicht bahnen, über Felsen klettern und gewagte Sprünge ausführen. Unsere Vorräthe waren aufgezehrt, so daß wir gezwungen waren, am Strande Muscheln zu sammeln und sie roh zu essen. Endlich langten wir am Ziele an. Es war hohe Zeit; denn unsere Kleider und Schuhe waren zerseht; wir selbst halb todt vor Hunger und Müdigkeit.“ Als die Mission auf Vancouver eingerichtet war, machte sich der unermüdete Bischof ans Werk, um Alaska die gleiche Segnung dauernd zu sichern.

Im Jahre 1878 kam Msgr. Seghers nach San Francisco, ganz erfüllt von seinen Plänen für die Bekehrung Alaska's. Wie groß war daher seine Bestürzung, als er vernahm, daß er zum Titularbischofe von Conona und Coadjutor des Erzbischofes Blanchet von Oregon City ernannt sei. Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als dem Wunsche des Heiligen Vaters sich zu fügen, der ihn am 28. September 1878 zum Erzbischof von Emesa i. p. i. erhob und ihm das Recht der Nachfolge für die Erzdiocese verlieh, deren Oberhirten er jetzt in der Verwaltung unterstützen sollte. Als sich dieser nach zwei Jahren gänzlich von der Leitung zurückzog, lastete die Sorge für die Kirchenprovinz auf den Schultern Msgr. Seghers'. Unterdessen erkalte die Liebe seines apostolischen Herzens zu den Indianern keineswegs. Alaska und dessen arme Bevölkerung blieb nach wie vor das Ziel seiner ungestillten Sehnsucht. Wie gerne hätte er den erzbischöflichen Stuhl verlassen, um wieder als Missionär in die unwirthlichen Enden wandern zu können! Als der verewigte Kirchensfürst mit den übrigen amerikanischen Erzbischofen zur Vorbereitung des dritten Plenarconcils nach Rom berufen wurde, war er entschlossen, den Heiligen Vater um Gewährung seines Herzenswunsches anzufragen. Es traf sich gerade günstig, daß seine frühere Diocese durch die Versekung des hochwürdigsten Herrn J. B. Brondel nach dem neuerrichteten Stuhle von Helena in Montana erledigt war. Ihre Eminenzen der Cardinalpräfect der Propaganda Simeoni und der Cardinalstaatssecretär Jacobini befragten Msgr. Seghers über einen geeigneten Nachfolger des genannten Prälaten. „Gut, Monseigneur,“ äußerte sich Cardinal Simeoni, „was gedächten Sie mit Alaska anzufangen, da gegenwärtig weder die Jesuiten, noch die Oblaten die dortige verlassene Mission übernehmen können?“ — „Ich halte die Antwort für einfach. Senden Sie mich nach Victoria zurück; ich wollte für Alaska sorgen und das Werk weiter führen, welches ich im Jahre 1878 begonnen. Wenn Sie fragen: ‚Quem mittemus et quis ibit nobis?‘ werde ich sagen: ‚Ecce ego, mitte me.‘“ Dieser hochherzige Vorschlag fand den Beifall und die Bewunderung Sr. Heiligkeit, und so durfte Erzbischof Seghers mit der Gewißheit nach Amerika zurückkehren, daß für seine armen Wilden bald bessere Tage anbrechen sollten. Hatte der verstorbene Prälat auch großmüthig auf die erzbischöfliche Würde verzichtet, so wollte doch Leo XIII. dieses Opfer nicht gelten lassen. Im Mai 1886 wurde dem Bischofe von Victoria zum zweiten Male das Pallium verliehen. Mit der Rückkehr in die alte Diocese flammte der apostolische Eifer für die Bekehrung der Indianer neu auf. Nach wiederholtem abschlägigem Bescheide gelang es dem Kirchensfürsten doch, zwei Patres der Gesellschaft Jesu als Hilfsarbeiter für seine theure Mission zu gewinnen. Das Werk war also neu aufgenommen, der Boden wurde bestellt; doch ehe die erwartete Ernte reifte, mußte das Ackerfeld befruchtet werden mit dem Blute des Oberhirten. In unserer heutigen Nummer beginnen wir einen ausführlichen Bericht der letzten Missionsfahrt Msgr. Seghers', auf welcher er den blutigen Tod fand (vgl. unten S. 111).

Am 27. November gegen Abend bezog der Erzbischof zum letztenmale auf seiner apostolischen Reise das Lager. Ehe der nächste Morgen hell heraufzog, sollte er, wie wir hoffen, bereits den ewigen Lohn für seine selbstlose Liebe empfangen haben. Als der folgende Tag, es war ein Montag, anbrach, trat der geistesverwirrte Fuller in das Zelt und vollbrachte kaltblütig die beklagenswerthe That. Wir wollen den traurigen



Vorfall, den die Tagesblätter seiner Zeit schilderten, nicht ausführlicher nochmals erzählen. Die mörderische Kugel drang bei dem linken Auge in die Stirne und kam oberhalb des Nackens wieder heraus. Der Tod trat augenblicklich ein. So hatte denn Msgr. Seghers das Werk seines apostolischen Eifers mit dem Blute besiegelt. Gebe Gott, daß aus diesem Blute ein Baum katholischen Glaubenslebens für die armen Indianer erwachse!

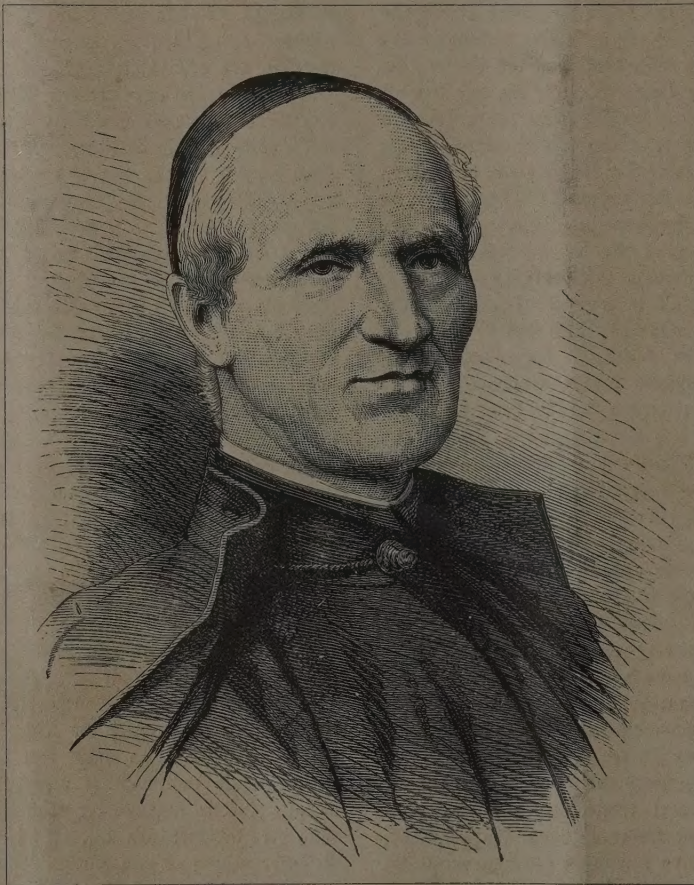
Erzbischof Seghers erlag in Ausübung des erhabenen Amtes, das es auf Erden gibt, jenes Amtes, dessen Vorbild der Heiland ist, der den verirren Schäflein nachgegangen, der sein göttliches Leben am Kreuze hingab als Kaufpreis für die unsterblichen Seelen, damit alle den Weg finden könnten zur rechten Hürde. Sein Andenken wird fortleben im Segen.

Von langer Arbeit und zehnjährigem Episkopate ermattet, hatte sich der hochw. Erzbischof von New-Orleans, Msgr. Franz Xaver Leray, in den Schoß seiner Familie begeben, um in kurzer Ruhe neue Kräfte zu sammeln, als ihn der Herr zu sich beschied in den ewigen Frieden, da er selbst ihm süße Erquickung sein wollte. Der Heimgegangene war in dem Städtchen Chateaugiron südlich von Rennes geboren. Von Jugend auf zeigte er große Neigung zum Priesterstande. Da er dessen Blüte für sich pflücken wollte, reiste er im Vereine mit etlichen Missionären nach der Neuen Welt, um dort als Apostel zu wirken. Am 19. März 1852 zum Priester geweiht, begann er die Thätigkeit seines heiligen Amtes in der Diocese Natchez. Von seinem Oberhirten, Msgr. Elber, der heute den erzbischöflichen Stuhl von Cincinnati inne hat, wurde er zum Pfarrer von Wicksburg ernannt, wo er lange Jahre mit nur zwei Priestern segensreich wirkte. Als im Jahre 1875 der bischöfliche Sitz von Natchitoches erledigt wurde, vereinigten sich die Bischöfe der Kirchenprovinz New-Orleans, um sich über drei Candidaten zu verständigen, welche sie dem Heiligen Vater für die verwaiste Diocese vorschlagen wollten. Die Wahl Pius' IX. fiel auf Msgr. Leray, der am 22. April in der Metropolitankirche zu Rennes die bischöfliche Weihe empfing. Durch seine hohen Tugenden nicht minder wie durch seine weise Amtsverwaltung erwarb sich der Verstorbene in hohem Maße

die Liebe seines Metropolitans Msgr. Perçé. Als dieser im Jahre 1879 nach Rom kam, erbat er sich vom Heiligen Vater den Bischof von Natchitoches zum Coadjutor. Gerne gewährte Papst Leo XIII. diese Bitte; indes führte der hochwürbige Herr Leray die Verwaltung seiner bisherigen Diocese mehrere Jahre bis zur Ernennung eines Nachfolgers weiter fort.

Treu seinem apostolischen Berufe bis zum letzten Athemzuge, wurde der erste Apostolische Präfect des Indianergebietes, Dom Ador Robot O. S. B., in Wirklichkeit ein Opfer seiner Thätigkeit. Sein letztes Werk, ein Sieg des Kreuzes, war die Gründung der Mission im Indianergebiet. Als der Apostel auf seinem Arbeitsfelde ankam, fand er ein Gebiet, das Frank-

reich dreimal an Größe übertrifft. 77 000 Eingeborene und 30 000 Weiße bildeten die Bevölkerung, für deren religiöse Bedürfnisse ein einziges elendes Holzkirchlein bestand, auf welchem zudem noch eine beträchtliche Schul lastete. Bei seinem Tode konnte sich Dom Robot ruhigen Gewissens sagen, daß er nicht umsonst gearbeitet; hinterließ er doch eine katholische Gemeinde von 3500 Seelen, ein Kloster seines Ordens, ein Haus der Schwestern U. L. F. vom Danke, je ein Knaben- und Mädchenpensionat, fünf neue Kirchen, vier Residenzen und zwanzig Stationen, an denen allmonatlich die Missionäre für Heiden und Protestanten Katechese halten und den Katholiken die heiligen Sacramente spenden. Der Verstorbene mußte durch sein weises, entschiedenes Auftreten dem katholischen Priesterthume Achtung und Ansehen zu verschaffen, auch An-

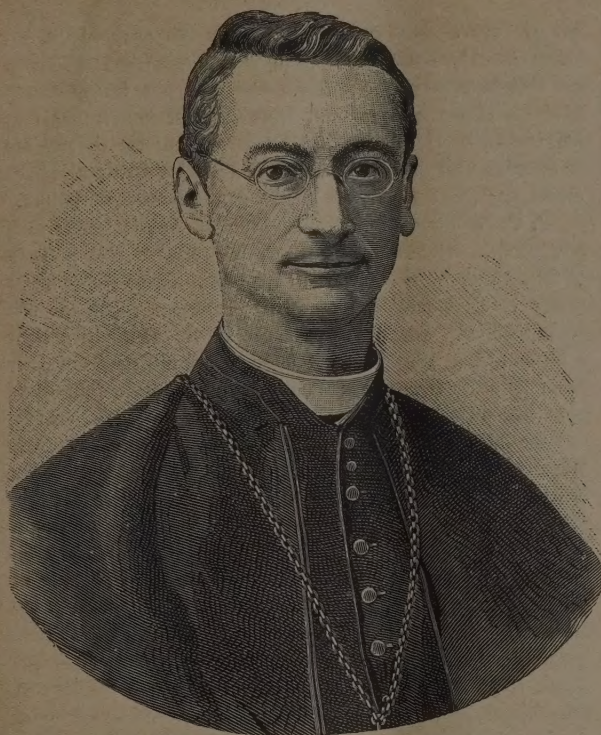


R. P. Petrus Bedy, General der Gesellschaft Jesu.

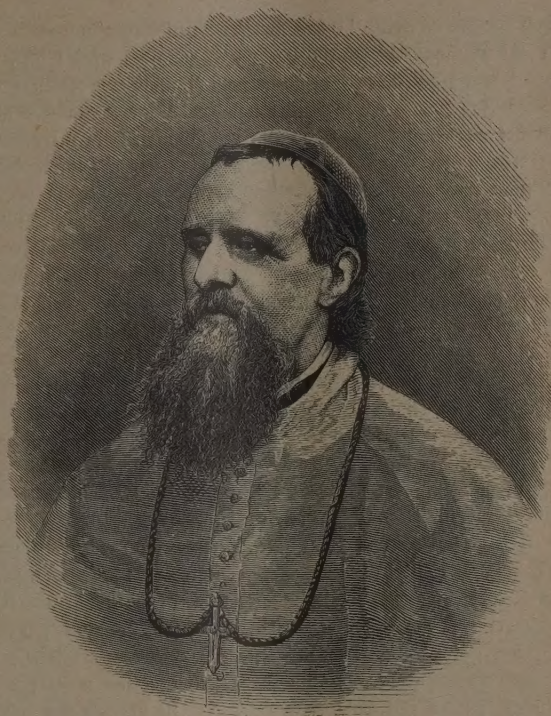
dersgläubigen Hochschätzung für die Kirche, die er vertrat, abzumithigen.

Am 27. November 1887 verlor die Gesellschaft der äußeren Missionen einen ihrer Veteranen im Apostolate. Msgr. Desflèches, Titularerzbischof von Claudianopolis und ehemaliger apostolischer Vikar von Ost-Sutschuen, entschlief zu Montebeton sanft im Herrn. Ein heiliger Tod bildete den würdigen Schluß eines Lebens, das ganz dem Dienste Gottes geweiht und mehr als 50 Jahre den Arbeiten des Apostolates gewidmet gewesen. Eugen Johannes Desflèches erblickte zu Jonage bei Grenoble am 13. Februar 1814 das Licht der Welt. Ein Jahr

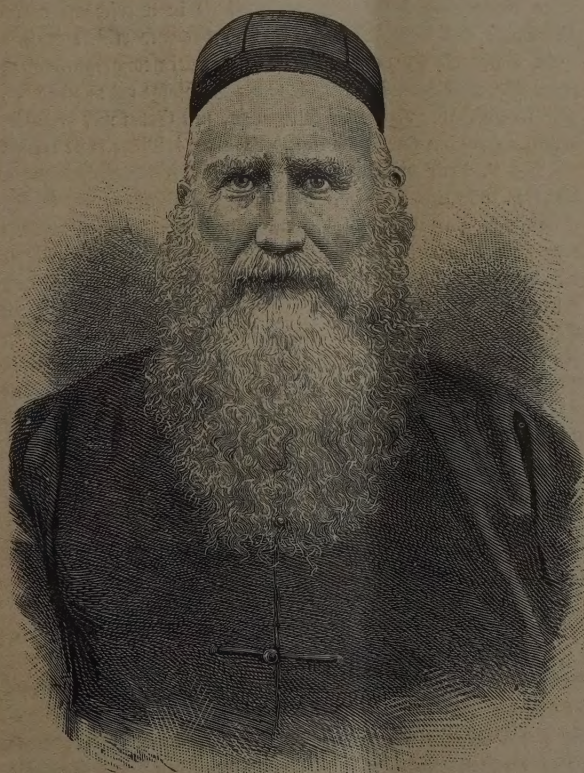




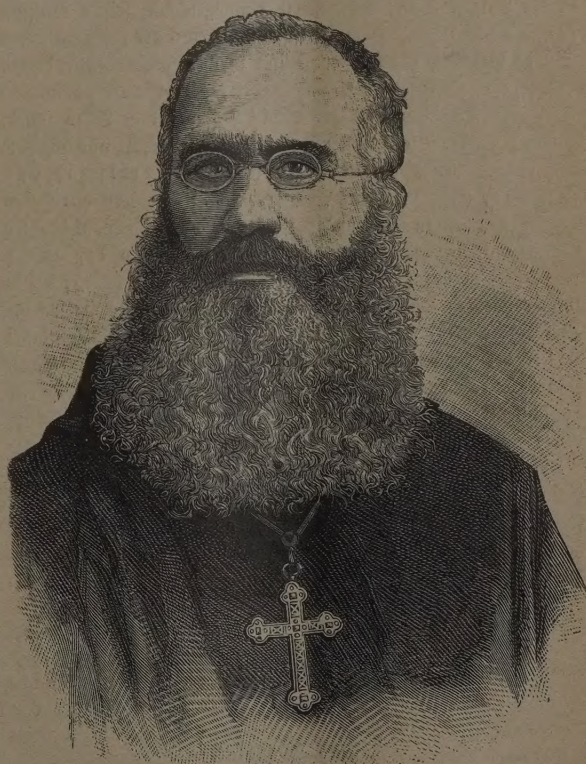
Erzbischof Seghers von Vancouver.



Msgr. Desflèches, Apostol. Vikar von Ost-Sutschuen.



Msgr. Rouger, Apostol. Vikar von Süd-Kiangsi.



Dom. Isidor Robot, Apostol. Präfect des Indianer-Territoriums.



nach seinem Eintritte in das Pariser Missionsseminar reiste er in die Mission von Sutschuen ab. Damals umfaßte dieselbe außer dem eigentlichen Sutschuen noch Yunnan und Kweichow. Sechs Jahre nach seiner Ankunft wurde Msgr. Desflèches als Bischof von Sinita zum Coadjutor des Apostol. Vikars ernannt.

Als gegen Ende 1846 Kweichow zu einer selbständigen Mission erhoben wurde, sollte der Verstorbene zu ihrem ersten Oberhirten bestellt werden. Er zögerte so lange, die neue Würde anzunehmen, bis es Msgr. Perrocheau, dessen Coadjutor er war, gelang, in Rom die Ernennung rückgängig zu machen. Da trotz mannigfacher Abgliederungen die Mission von Sutschuen immer noch zu ausgedehnt erschien, bat Msgr. Desflèches in Rom um eine neue Theilung. Dieselbe erfolgte im Jahre 1856, und es wurde der südöstliche Theil der Hirtenpflege des Bischofes von Sinita anvertraut. Heitere und trübe Tage sah der Kirchenfürst in buntem Wechsel während seines Episkopates. Der gedeihlichen Entwicklung des Christenthums folgten blutige Heimfuchungen. Die Jahre 1863, 1865, 1869 brachten Raub und Plünderung; zwei Missionäre wurden ermordet.

Freilich schien es, als ob Msgr. Desflèches bei einem Besuche in Peking für diese Verfolgungen Gerechtigkeit werden sollte; allein am 5. September 1873 erlitten wiederum ein Missionär und ein eingeborener Priester den Martyrertod; das folgende Jahr sah die Unruhen gegen die Christen neu erstehen. Trotzdem arbeitete der Bischof unermüdet am Werke des Apostolates weiter; die Mühen konnten ihn wohl schwächen, aber sie brachen ihn nicht. Fünf Jahre vor seinem Tode gewährte ihm Rom einen Coadjutor in der Person Msgr. Cupats. Es war hohe Zeit; denn bald erkannte der hochwürdigste Herr Desflèches, der sich damals in der ewigen Stadt befand, die Unmöglichkeit, seiner Mission länger vorzustehen. Vom Heiligen Vater mit der erzbischöflichen Würde bekleidet, zog sich der Prälat zurück. Seine letzten beiden Lebensjahre flossen in fast ununterbrochenem Gebete dahin.

Einen Tag bevor Msgr. Desflèches aus dem Leben schied, wurde einer der ältesten aller katholischen Erzbischöfe und Bischöfe zur ewigen Ruhe gebettet. Es war der Erzbischof von Bagdad, Msgr. **Lorenz Tricche**. Von 87 Jahren des Heimgegangenen waren 67 dem Apostolate gewidmet. Wohl drohten mitunter seine Kräfte der Arbeit zu erliegen, so daß er sich wiederholt veranlaßt sah, um seine Entlassung zu bitten; allein immer wieder richtete er sich neu auf und leitete in Person bis zum Jahre 1887 seine Erzbischöfe. Erst in seinem Todesjahre erhielt der ehrwürdige Greis in Msgr. Altmeyer einen Coadjutor, so daß es ihm vergönnt war, den Abend seines Lebens ausschließlich dem Verkehre mit Gott und der Vorbereitung auf den Heimgang in die Ewigkeit zu widmen.

Neben den apostolischen Männern, deren wir wegen ihres Eifers für die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden soeben gedachten, dürfen wir wohl auch dem Andenken des hochwürdigen Vater Generals der Gesellschaft Jesu, **Petrus Beckx**, einige Worte der Erinnerung widmen. Denn gewiß

hat er immer einen großen Antheil an den apostolischen Arbeiten gehabt, denen sich nahezu viertausend seiner Söhne in den Missionsländern widmeten. Sie sind mit seinem Segen über die Meere gezogen, mit seinem Gebete unterstützt haben sie die Mühen des Apostolates getragen. Auf die Erfolge der Missionäre darf man wohl auch das Wort der Heiligen Schrift anwenden: „Der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser.“

P. Beckx war am 8. Februar 1795 zu Eichem in der Diocese Mecheln geboren. Als junger Weltpriester trat er 1819 zu Hildesheim in die Gesellschaft Jesu ein. Sechs Jahre später wurde er Beichtvater des convertirten Herzogs Ferdinand von Anhalt-Köthen. Hier in seiner neuen Stellung, inmitten einer protestantischen Stadt, die auf 5000 protestantische Einwohner kaum 20 Katholiken zählte, konnte der Verstorbene anscheinend nicht sehr ausgedehnt wirken. Mag dem so sein; Thatsache ist, daß die Mitgliederzahl der jungen katholischen Gemeinde beim Abgange des P. Beckx im Jahre 1831 sich auf 200 Seelen belief. Nach dem Tode des Herzogs wirkte P. Beckx bis zum Sturmjahre 1848 in Oesterreich, 1850 leitete er das Colleg von Löwen, 1852 treffen wir ihn an der Spitze der neu zusammengetretenen österreichischen Ordensprovinz. Als ein Jahr später, am 8. Mai 1853, P. Koothaan sich zur ewigen Ruhe niederlegte, wurde den 2. Juli P. Petrus Beckx als dessen Nachfolger zum 22. General der Gesellschaft Jesu gewählt. Die Jahre 1859, 1866, 1868, 1870, 1872, 1880 sind ebenso viele Leidensjahre in dem Leben des Verstorbenen; denn sie bezeichnen ebenso viele Zeitpunkte, an denen schwere Schläge von den Verfolgern gegen seinen gehegten Orden geführt wurden. Im Jahre 1883 endlich, als Alter und Krankheit die Kraft gebrochen, die keine Verfolgung gebeugt hatte, weil sie in unerschütterlichem Vertrauen auf Gott gegründet war, erbat und erhielt er vom Heil. Vater die Erlaubniß, durch eine Generalcongregation sich einen Generalvikar mit dem Rechte der Nachfolge geben zu lassen. Die letzten Jahre verbrachte er in Rom, mit Gebet und der Vorbereitung auf den Tod beschäftigt, der ihn am 4. März 1887 ereilte.

Als P. Beckx die Leitung der Gesellschaft übernahm, zählte dieselbe 1039 ihrer Mitglieder in den Missionen; in seinem Todesjahre war ihre Zahl auf 3909 gestiegen. Neu gegründet oder doch erweitert wurden zahlreiche Missionsfelder, darunter die Missionen im Felsengebirge, zu Constantinopel, auf dem griechischen Archipel, in Syrien und Armenien, in Guyana, zu Calcutta, Mangalore und Madure, auf den Philippinen, in Australien, in China, in Brasilien, auf den Antillen, in allen Theilen der vereinigten Staaten, in Columbia, Ecuador, auf Madagaskar, sowie in Aegypten und in Südafrika. Mehr als 80 Heilige und Selige, die während seines Generalates zur Ehre der Altäre erhoben worden, konnte er den Missionären seines Ordens als leuchtende Vorbilder hinstellen; denn alle aus dieser glorreichen Schaar der Befenner und Martyrer hatten sich mit Ausnahme von dreien gleich ihnen dem Apostolate in fernen Ländern geweiht.

## Der hl. Petrus Claver, Apostel der Negerklaven.

(Fortsetzung.)

### 2. Das Apostolat.

Cartagena, der Schauplatz der Leiden und Arbeiten des hl. Petrus Claver, liegt etwa 125 km westlich von der Mün-

dung des Magdalenaflusses in das Caribische Meer; heute ist es die Hauptstadt des zur südamerikanischen Bundesrepublik von Columbia gehörenden Staates Bolivar. Die Stadt, welche 1533 durch Pedro de Heredia angelegt wurde, erhebt sich auf



einer schmalen Landzunge; die Straßen sind gut gebaut, aber enge, weil die alten Festungswerke den Platz einschränken. Manche schöne Bauten, so die Kathedrale, die Dominikanerkirche und die ehemalige Jesuitenkirche, sowie die Mehrzahl der aus Stein aufgeführten Privathäuser verleihen ihr auch heute noch ein stattliches Ansehen. Auf einer durch eine besetzte Brücke mit der Stadt verbundenen Insel liegt die große Vorstadt Keremani; eine zweite Vorstadt dehnt sich auf der Landseite aus. Die Zahl der Bevölkerung ist von 25 000 auf etwa 9000 Seelen gesunken; die Festungswerke sind jetzt ohne Bedeutung, und die alten spanischen Kanonen wurden für 120 000 Dollars an einen Nordamerikaner verkauft.

Zur Zeit unseres Heiligen stand Cartagena auf der Höhe seiner Macht. Damals war es die Königin Westindiens, wohl die bedeutendste Festung Spaniens in Südamerika, die erste Hafenstadt des Königreichs Neu-Granada, der wichtigste Stapelplatz für den Handel zwischen Europa und der Westküste Amerikas, ja über das nahe Panama und den Stillen Ocean zwischen Spanien und den Philippinen. Die Bucht von Cartagena bildete einen der schönsten, größten und sichersten Häfen des Antillenmeeres; ganze Flotten wiegten sich damals auf seinen tiefblauen Bogen, und ein Gewimmel von Barken verkehrte zwischen den Galionen und der Stadt. Heute ist der Hafen fast gänzlich verlassen und verschlamm.

Einen bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Theil der Einfuhr, den die Schiffe in den Tagen des hl. Claver nach Cartagena brachten, lieferte der traurige Sklavenhandel. Es ist bekannt, daß der Handel mit kriegsgefangenen Negern schon vor der Entdeckung Amerikas gebräuchlich war. Aber erst das Bedürfnis an Arbeitskräften für die spanischen Kolonien ließ den Negerhandel die späteren entsetzlichen Verhältnisse annehmen. Die Eingeborenen der Neuen Welt waren für die harte Arbeit in den Pflanzungen untauglich; um sie zu retten, schlug der eble Las Casas als ein geringeres Uebel die Verwendung der kräftiger gebauten afrikanischen Stämme vor, ohne zu ahnen, auf welche haarsträubende Weise schrankenlose Habgucht die Einfuhr der Neger ausbeuten werde. Im Jahre 1517 ertheilte Karl V. einem Niederländer zuerst die staatliche Erlaubniß, jährlich 4000 Negerflaven nach Westindien einzuführen. Um 1580 war das Staatsmonopol unter dem Namen „Asiento“ an eine gennuesische Handelsgesellschaft gekommen, und von dieser kam es bald in die Hände einer Gesellschaft von Engländern, welche ungeheure Reichthümer aus diesem traurigen Geschäft zog. Als Claver in Cartagena war, führten die Asientoschiffe jener britischen Handelsgesellschaft jährlich Tausende dieser armen Wesen ein. Wie groß die Zahl sein mußte, erhellt aus der Erklärung des Heiligen selbst, daß er während der 39 Jahre seines Aufenthaltes in dieser Stadt über 300 000 Negerflaven getauft habe. Cartagena war eben der Hauptstapelplatz des Sklavenhandels für Mittelamerika und Peru.

Selbstverständlich war von dieser Zahl nur mehr der geringste Theil eigentliche Kriegsgefangene, was man ursprünglich zur Rechtfertigung des traurigen Handels vorschützte. Weit aus die meisten wurden in ungerechtester Weise von ihren Häuptlingen um einige bunte Baumwollenlappen oder ähnlichen Tand ins Elend verkauft; viele wurden auch durch die Capitäne der Asientoschiffe und durch andere Freibeuter einfach mit roher Gewalt geraubt. Die Küsten von Senegambien, von Benin, die eigentliche Sklavenküste, Unter- und Ober-Guinea, die Reiche von Kongo und Angola waren vom 16. Jahrhundert an bis zum

Beginne unseres Jahrhunderts jährlich der Schauplatz solcher himmelschreienden Greuel. Wenn dann das Sklavenschiff seine volle Fracht an menschlicher Waare eingenommen hatte, so ging es unter Segel und durchkreuzte in monatelanger beschwerlicher Fahrt den Atlantischen Ocean, um die Negerflaven auf den Markt von Cartagena oder einer ähnlichen Hafenstadt der Neuen Welt zu bringen. Was die armen Wesen auf der Meerfahrt zu dulden hatten, ist nur Gott allein bekannt. Die gerechtfertigte Furcht, es möchten sich die an Zahl oft mehr als fünfzigfach überlegenen Neger gegen ihre Räuber und Peiniger erheben, schmiedete die Gefangenen in Ketten und hielt sie in dem verpesteten Schiffsraume verschlossen. Luft und Licht fanden in diesen schwimmenden Kerkern kaum Zutritt, namentlich bei hochgehender See. Krankheiten herrschten darin beständig; tödtliche Fieber, Scharboch, giftige Geschwüre rafften aus der eng zusammengepferchten Schaar fast täglich das eine oder andere Opfer hinweg. Ärztliche Hilfe wurde den Kranken, die kein Bett, keine Kleidung, die elendeste Nahrung hatten, nicht zu theil; ja nicht einmal die nothdürftigste Pflege widmete man ihnen, nahm ihnen kaum die Ketten ab und ließ sie in unglücklichem Schmutze verkommen, so daß die unglücklichen Menschen sich selbst nicht mehr ertragen konnten und oft verzweifelt den Tod suchten.

Der Sklavenhandel, wie er mit den armen Negern getrieben wurde, bleibt eine ewige Schande der christlichen Nationen, die sich aus schnöder Habgucht an demselben betheiligten. Die Kirche selbst hat ihn wiederholt verurtheilt. Kaum hatte der Apostolische Stuhl die erste Kunde von der Einfuhr von Sklaven aus den canarischen Inseln nach Spanien erhalten, als Eugen IV. dagegen im Jahre 1434 und 1435 seine Hirtenstimme erhob; dasselbe that Pius II. im Jahre 1462. Sixtus IV. und Innocenz VIII. bestätigten die Entscheidung ihrer Vorgänger. Als dann nach Entdeckung Amerika's der Negerhandel im großen Maßstabe begann, nahm Paul III. 1537 die Menschenrechte nicht nur der Indianer, sondern aller übrigen noch heidnischen Völker abermals feierlich in Schutz, verbot, dieselben ihrer Freiheit zu berauben, und erklärte jeglichen Kauf und Verkauf derselben für null und nichtig. Mehrfach sprach sich Urban VIII. 1639, Benedikt XIV. 1741 und endlich Gregor XVI. 1839 aus. Leider verhallte der ernste Mahnruf der Kirche in dieser Angelegenheit nur zu oft ungehört; der Vortheil der Pflanzler, der Nutzen der spanischen Regierung selbst, welche durch Negerflaven die reichen Silberbergwerke von Potosi ausbeuten ließ, übertönte die Stimme des Gewissens und verhärtete die Habgüchtigen in manchen Fällen selbst gegen die Strafe der Excommunication, die schon von Eugen IV. gegen diejenigen verhängt war, welche getaufte Neger oder Katechumenen in die Sklaverei schleppten. Da also die Kirche den traurigen Negerhandel nicht beseitigen konnte, so suchte sie wenigstens das Loos der Sklaven nach Möglichkeit zu mildern und ihre unsterblichen Seelen für den Himmel zu gewinnen. In der Folge bestimmten die Provinzialconcilien von Mexiko und Lima die Pflichten katholischer Herren gegen ihre Sklaven. Es wurde den Negern die Ruhe an Sonn- und Feiertagen gesichert; denselben mußte die nöthige Zeit zum Gebete und zum Empfange der heiligen Sacramente gegeben werden; es sollte ihnen weder an der nothwendigen Nahrung noch an einer sittsamen Bekleidung fehlen. Eine ganz besonders segensreiche Bestimmung schützte die Ehe und das Familienleben der Neger. Sie durften weder zur Ehe gezwungen, noch verhindert werden, eine Ehe nach freier Wahl einzugehen; es war



nicht erlaubt, die Ehegatten auf längere Zeit oder gar für immer an verschiedenen Orten zu beschäftigen und so zu trennen; ebenso wenig durften die Kinder ohne ihre Eltern verkauft werden. Diese und ähnliche Bestimmungen der Provinzialsynoden wurden in Rom bestätigt und so zu kirchlichen Gesetzen erhoben, und da, später wenigstens, in den spanischen Kolonien auch das weltliche Gesetz die gleichen Bestimmungen enthielt, konnte sich bei einigem guten Willen der Sklavenbesitzer im spanischen Amerika unter den Negern ein durch den Glauben geheiligtes Familienleben entwickeln, welches die Sklaven für Zeit und Ewigkeit viel glücklicher machte, als sie oder ihre Väter in der afrikanischen Heimat und in der Nacht des Heidenthums gewesen waren. Jedenfalls war ihr Loos viel glücklicher als das ihrer Brüder in den englischen Kolonien Nordamerikas. So gelang es der Kirche, aus Bösem Gutes zu ziehen und den Fluch der Ungerechtigkeit in Segen und Wohlthat zu wenden.

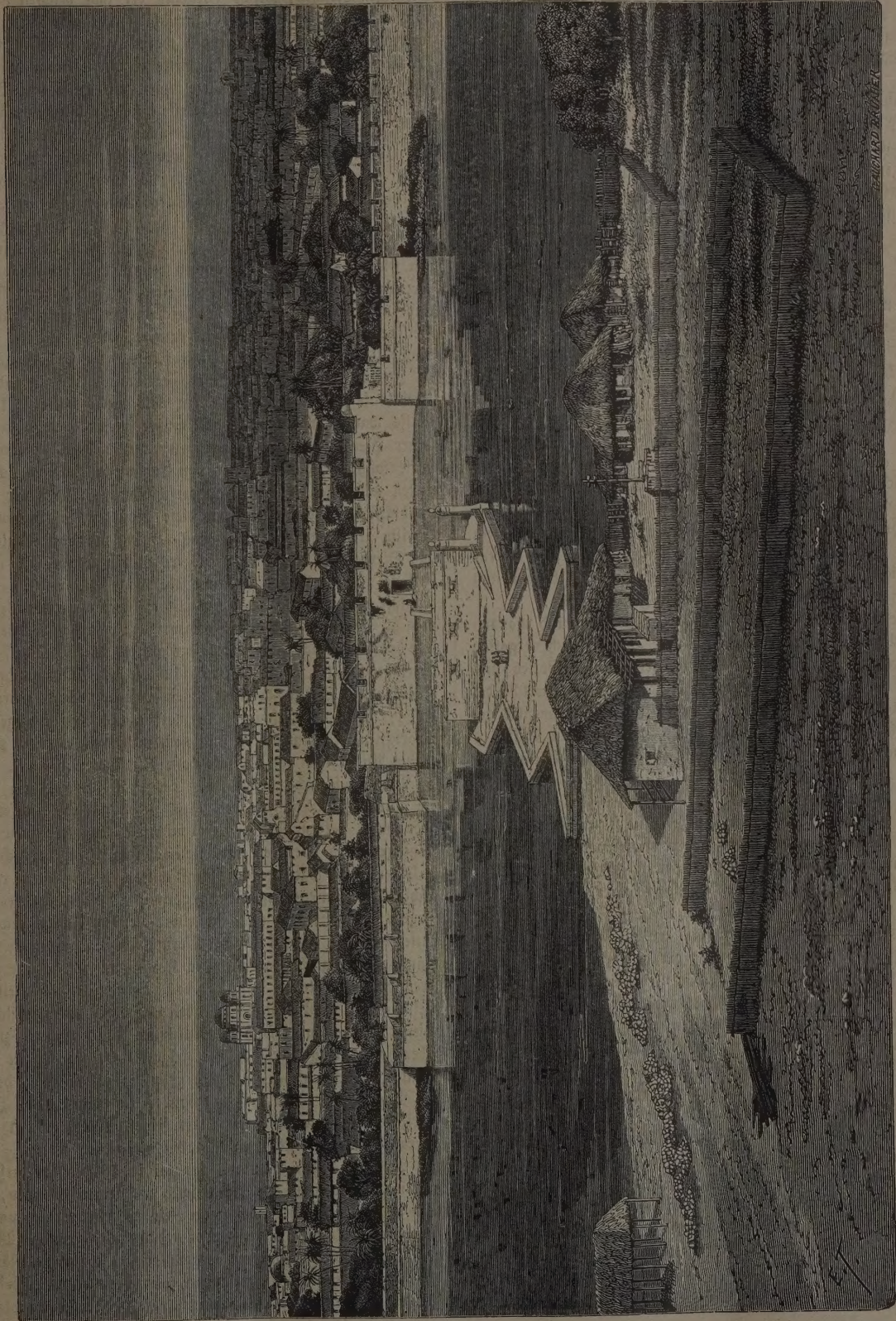
Das war auch das Bestreben unseres Heiligen bei seiner Wirksamkeit unter den armen Sklaven. Eingeführt wurde er in dieses Arbeitsfeld durch P. Sandoval, der demselben schon mehr als 10 Jahre mit heroischer Hingabe alle seine Kräfte gewidmet hatte. Alphons von Sandoval war der Sprosse einer durch Adel und Tugend ausgezeichneten Familie. Sein Vater war nach Lima gegangen, um daselbst als königlicher Beamter zu wirken. Dort trat Alphons in die Gesellschaft Jesu ein und zeichnete sich schon frühzeitig durch seine Liebe zu den armen Negerklaven aus. Als daher die Jesuiten in Cartagena, dem Hauptstapelplatz des Negerhandels, ein Haus gründeten, wurde P. Sandoval dorthin geschickt, um die Mission unter den Sklaven zu eröffnen. Nichts war dem seeleneifrigen Manne erwünschter; zu Fuß unternahm er die weite Reise von Peru nach Cartagena und opferte sich ganz dem Dienste der Neger. Wenn ein Sklavenschiff in den Hafen einlief, eilte er an den Strand und begrüßte die armen Sklaven, die man gefesselt und in empörender Nachtzeit aus den Schiffsräumen zum Verkaufe an das Ufer schaffte, wie alte Freunde. Er warf ihnen Kleidungsstücke, die er selbst erbettelt hatte, zu, theilte den halb Verhungerten und Verschmachteten Brod und erquickende Früchte aus, redete sie in ihrer Muttersprache an, von der er sich mit der Zeit einige Kenntniß verschafft hatte, oder suchte sich durch Dolmetscher ihnen verständlich zu machen. Wohl staunten die Neger, die von den Weißen nur Peitschenhiebe und Scheltworte gewohnt waren, über die Liebesbeweise dieses Mannes der Barmherzigkeit. Er that noch mehr: er reinigte ihre Geschwüre, verband ihre Wunden, pflegte ihre Kranken, erfüllte die Herzen der Verzweifelnden mit neuer Hoffnung, versöhnte sie mit ihrem schweren Loos, stand ihnen im Tode bei und unterließ nichts, um denselben nach einem Leben voll Leid wenigstens das Thor des Himmels zu öffnen. Alle Last und Mühsal im Umgange mit den rohen Negern, aller Hohn und Spott von Seiten der noch roheren Sklavenwächter und Sklavenhändler galt ihm nichts, wenn es ihm nur gelang, die Neger in den nothwendigen Heilswahrheiten zu unterrichten und schließlich durch die Taufe zu Kindern Gottes und Erben des Himmels zu machen.

Das war der große Lehrmeister, den Gott dem hl. Petrus Claver in Cartagena gab. Ein Jahr lang arbeiteten sie gemeinsam. Dann legte sich der greise P. Sandoval auf sein Schmerzenslager. Mit Geschwüren bedeckt, vielleicht infolge von Ansteckung bei seinen Liebeswerken, litt er voll freudiger Gottergebung zwei Jahre und starb am Weihnachtsfeste 1618 im Alter von 76 Jahren voll an Tagen und Verdiensten.

Der Geist dieses heiligmäßigen Mannes kam in doppeltem Maße über seinen Schüler. Alles, was Sandoval zum Heile der Neger gethan hatte, that auch er und übertraf noch seinen Meister. Wenn ein Sklavenschiff einlief, eilte er an Bord und drang in den verpesteten Schiffsraum, um vielleicht einem Sterbenden beizustehen oder die Schwerkranken, deren meistens viele vorhanden waren, zu erquickern, zu säubern, auf seinen Armen auf das Verdeck zu tragen, wo er ihnen seinen Mantel zum Lager hinspreitete. Dann taufte er die während der Ueberfahrt geborenen Kinder, erkundigte sich, wer etwa schon in Afrika getauft worden sei, und suchte diese zum Empfang der Sacramente der Buße und des Altars vorzubereiten. Bei den noch heidnischen Negern begann er den Unterricht sobald als möglich, suchte aber vor allem ihr Herz durch die hingebendsten Liebesdienste zu gewinnen. Da war ihm kein Anblick so ekel-erregend, kein Geruch so widerlich, daß er ihn nicht um Christi willen freudig ertragen hätte. Die Feder sträubt sich, die niedrigsten Dienste auch nur zu nennen, die er den Kranken gern und täglich leistete; oftmals saugte er mit seinen Lippen den Eiter aus ihren giftigen Geschwüren. Am Tage, da sie ausgeschifft wurden, war er wiederum am Strande, reichte ihnen hilfsreich die Hand, trug die Kranken auf seinen Armen aus den Barken, hatte Wagen für sie bereit oder Träger, um sie in das Negerhospital zu bringen, und ging nicht von der Stelle, bis alle so gut versorgt waren, als es seiner ersfinderischen Liebe nur möglich war.

Dann begann er den mühseligen Unterricht. Die größte Schwierigkeit bot die Mannigfaltigkeit der Neger Sprachen, da oft ein einziges Schiff Angehörige 30 verschiedener Völkerschaften, die sich gegenseitig nicht oder doch nur sehr unvollkommen verstanden, nach Cartagena brachte. Der Heilige wußte sich nach und nach von fast allen Sprachen zuverlässige Dolmetscher zu verschaffen, die er mit großer Mühe ausbildete. Das Geld, womit er ihre Dienste bezahlte, bettete er mit Erlaubniß der Obern von befreundeten Kaufleuten, wie er auch sonst Kleider, Lebensmittel, Arzneien, alles für seine Neger erbettelte. Dann handelte es sich darum, die nothwendige Zeit für den Unterricht der armen Menschen zu erhalten. Durch tausend Bitten und Vorstellungen suchte er die Sklavenbesitzer zu bestimmen, nicht sofort, wie es bisher geschehen war, sondern erst dann in das Innere des Landes, auf die Pflanzungen und in die Bergwerke zu versenden, wenn sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion verstanden und die Taufe empfangen hatten. Wenn der Heilige die Erlaubniß der Eigenthümer erlangt hatte, suchte er auch noch durch Geschenke die Gunst der Sklavenwächter zu gewinnen und konnte so endlich sein mühsames Werk beginnen. Zuerst ging er immer zu den Kranken, an denen es niemals fehlte, da fast beständig die Blatternseuche in den kerkerähnlichen Räumen herrschte, in welchen die Sklaven nach ihrer Landung untergebracht wurden. Schon das Betreten dieser von mehreren hundert Negern bewohnten Schuppen verlangte außergewöhnlichen Muth, abgesehen von der Gefahr der Ansteckung, und wenige Weiße hielten es auch nur kurze Zeit in der verpesteten Atmosphäre aus. Die Gefunden versammelte er in einem Hofraume, wo er einen Altar errichtete und mit einem großen Bilde zierete, das geeignet war, Eindruck auf die Neger zu machen. Es stellte nämlich den Heiland am Kreuze dar; das Blut, das in Strömen niederfloß, wurde ehrsüchtigsvoll von einem Priester gesammelt, der damit einen knieenden Neger taufte, während ringsum Päpste,





Ansicht von Cartagena.



Cardinäle, Bischöfe, Fürsten und Könige die Barmherzigkeit Gottes anbeteten, der sein kostbares Blut auch für die Erlösung der Neger hingab. Rechts von diesem Hauptbilde waren reich geschmückte und im Lichte der Glorie strahlende Neger dargestellt, welche sich die Gnade der Erlösung zu Nutzen gemacht, während links von höllischen Ungeheuern umringte Sklaven das Unglück derjenigen versinnbildeten, welche die Erbarmung Gottes verschert hatten. Vor diesem Altare bereitete er den Sklaven mit eigener Hand Sipe und benutzte oftmals seinen Mantel, um einem ganz besonders Schwachen einen weichern Sitz zu verschaffen oder die Geschwüre eines andern zu bedecken. Dann trat er mit einem Kreuze in ihre Mitte, warf sich an den Stufen des Altares nieder und begann mit einem glühenden Gebete. Von dem Dolmetscher begleitet, trat er dann zu jedem einzelnen Neger hin und lehrte sie zuerst das Zeichen des heiligen Kreuzes. Mit unsäglich Mühe und Geduld brachte er ihnen hierauf die Grundwahrheiten des Christenthums bei und ließ nicht nach, bis er sich überzeugt hatte, daß dieselben hinlänglich aufgefaßt seien. Erst dann ertheilte er ihnen so feierlich als möglich die heilige Taufe und hängte den Getauften ein mit dem Namen Jesu versehenes Zeichen um den Hals, an dem er sie erkennen konnte. Zum Schlusse des Unterrichtes lehrte der hl. Claver die Neugetauften das folgende Gebet: „Jesu Christe, einziger Sohn Gottes, du bist nunmehr mein Vater, meine Mutter, mein Gut und all mein Glück! Ich liebe dich aus meinem ganzen Herzen; ich bereue es innigst, daß ich dich beleidigt habe; ja ich liebe dich aus allen meinen Kräften und aus meiner ganzen Seele!“

Alle Mühsale, die dem Heiligen der wochen- und monatelange Unterricht bereitet hatte, wurde ihm reichlich vergolten durch den Trost, daß seine Schüler jetzt Kinder Gottes und Brüder Christi waren, und durch die große Freude, welche die Getauften nach dem Empfange des heiligen Sacramentes gewöhnlich erfüllte. Sie wußten kaum, wie sie ihren Gefühlen Ausdruck verleihen sollten. Sie blickten gen Himmel, klatschten in die Hände, warfen sich ihrem heiligen Lehrer zu Füßen, küßten den Saum seines Kleides, brachen in helles Freudengeschrei aus und überhäufeten ihn, jeder in seiner Sprache, mit taufend Segenswünschen. Auch später bewiesen sie ihm meistens ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht. Wo er sich zeigte, liefen sie ihm schaarenweise entgegen, nannten ihn ihren Lehrer, Vater und Beschützer und bezeugten ihm auf alle Weise ihre Dankbarkeit.

Aber mit dem Taufunterricht, der fast jede Woche aufs neue begann, und der Spendung der heiligen Taufe war die Arbeit für die große Zahl der Sklaven, die in Cartagena selbst blieben, keineswegs beendet. Jetzt mußte er die Neugetauften zu einem christlichen Leben anhalten, ihre Leidenschaften ausröten und sie zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen Gott und gegen ihre Herren bewegen. An Sonn- und Festtagen versammelte er sie und führte sie in die Kirche zur Anhörung der heiligen Messe, mochten sich darüber die stolzen Spanier, namentlich die Damen, noch so bitter beklagen, daß sie neben den Sklaven Platz nehmen sollten. „Diese armen Menschen“, entgegnete der Heilige mit bescheidener Festigkeit, „sind Christen und als solche verpflichtet, das Gebot der Kirche zu erfüllen.“ An Festtagen war er von morgens 3 Uhr unermüdllich im Beichtstuhle thätig, der von Negern umbrängt war. Solange Sklaven beichten wollten, hörte er die Beichte keines Spaniers; dann kamen die Armen an die Reihe, und erst zuletzt hörte er

diesjenigen Reichen, welche durchaus bei ihm beichten wollten. Oftmals mußte man ihn ohnmächtig aus dem Beichtstuhl forttragen. Noch anstrengender waren seine Arbeiten in der heiligen Fastenzeit. Da versammelte er die Sklaven zu außerordentlichen Andachten, erklärte ihnen mit Hilfe von Bildern das bittere Leiden Christi und bereitete sie zur österlichen Beichte vor. War Ostern vorüber, so besuchte er in weitem Umkreise von Cartagena die Landhäuser und Pflanzungen, überall die Neger um sich versammelnd und sie durch Missionsvorträge auf den Empfang der heiligen Sacramente vorbereitend. Unsäglich waren die Mühsale dieser apostolischen Streizüge, die er immer zu Fuß unternahm. Das heiße Klima in der sumpfigen Gegend, welche sich zwischen dem Magdalenenströme und der Landenge von Panama ausbreitet, ist eines der lästigsten und ungesundesten der Erde; nichtsdestoweniger nannte der Heilige diese ermüdenden Wanderungen, denen bis tief in die Nacht Unterricht und Beicht hören folgte, seine Erholungen.

In die Stadt zurückgekehrt, erwarteten ihn in endlosem Kreisläufe seine alten Arbeiten in stets neuer Form. Sklavenschiffe waren angekommen: er mußte diesen neuen Zuwachs seiner Herde aufsuchen, gewinnen, unterrichten. Neben den Assientoschiffen, die im Hafen von Cartagena einliefen, schmuggelten zahlreiche Freibeuter an verschiedenen Punkten der Küste unablässig Sklaven ein: auch diese mußte er aufspüren und Christo gewinnen. Fast kein Tag verging, an dem er nicht an das Sterbelager irgend eines Negers gerufen wurde, und er verließ sie nicht, bevor er sie mit Gott ausgesöhnt und im letzten Kampfe gestärkt hatte. Dann waren die beiden großen Spitäler vom hl. Sebastian und vom hl. Lazarus zu besuchen, und der Heilige beschränkte sich dabei keineswegs auf die Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Er lehrte und säuberte die Säle, machte den Kranken die Betten, bereitete ihnen Speisen, reichte ihnen das Essen, wusch die Geschwüre, kurz, that alle Verrichtungen des niedrigsten Krankenwärters und noch mehr. Namentlich pflegte er die Aussätzigen im Spitale vom hl. Lazarus.

Man muß nicht meinen, daß der apostolische Mann gegen die natürlichen Regungen des Eitels unempfindlich gewesen sei; aber durch heldenmüthige Ueberwindung trug er einen vollständigen Sieg über den natürlichen Widerwillen, der sich auch in seiner Brust regte, davon. Einst wurde er von einem reichen Schiffsherrn an das Lager eines ganz mit Geschwüren bedeckten Negers gerufen, den man in einen elenden Winkel geworfen hatte, weil sein Anblick und der Geruch seiner Eiterbeulen jedermann unerträglich waren. Der Kaufmann und einige seiner Freunde beobachteten heimlich das Benehmen des Heiligen. Beim ersten Anblick dieses lebenden Leichnams entsetzte sich der Diener Gottes und wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Aber sofort klagte er sich der Feigheit an, zog sich in einen Winkel zurück und geißelte sich grausam zur Strafe, daß er den Muth nicht habe, einem Bruder zu dienen, den Jesus Christus um den kostbaren Preis seines Blutes erkaufte habe. Hierauf nahte er sich dem Kranken auf seinen Knien, küßte mit Andacht dessen Wunden, saugte die ekelhaftesten derselben aus und hörte nicht nur die Beichte des armen Sklaven, sondern verweilte nachher noch lange Zeit an dessen Lager, um ihn zu trösten. Nachher verließ er das Haus mit so ruhiger Miene, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen sei, so daß die Männer, die ihn ungesehen beobachtet hatten, von Staunen und Ehrfurcht für den Negerapostel erfüllt waren. (Fortsetzung folgt.)



## Nachrichten aus den Missionen.

## China.

**Apostol. Vikariat Yunnan.** Während der Nordosten Chinas durch die Ueberschwemmung des Gelben Flusses furchtbar heimgesucht ist, melden Briefe von einem entsetzlichen Erdbeben, das Yunnan, die südwestlichste Provinz Chinas, betroffen hat. 15 000 Menschen sollen dabei das Leben verloren haben und mehrere Städte vom Erdboden verschwunden sein. Die größte Verheerung wurde im Innern des Departements Ching Chan angerichtet, wo die Erschütterungen vier Tage anhielten. Die Städte Lamou und Yamen wurden in Trümmerhaufen verwandelt und über 4000 Personen unter den einstürzenden Gebäuden verschüttet. In So Chan, in Chuen, vollzog sich eine vollständige Verwandlung der Oberfläche des Landes. Ganze Landstriche wurden verschlungen und die Oberfläche verwandelte sich in einen riesigen See. Ueber 10 000 Personen ertranken.

**Apostol. Vikariat Kiangnan.** Durch gütige Vermittlung wird uns ein Brief unseres Landsmannes P. Albert Tschape, der schon mehr als 15 Jahre an den Ufern des Yang-tse-kiang als Missionär arbeitet, zur Veröffentlichung vorgelegt. Wir theilen denselben um so lieber mit, als er die Ursachen und den bisherigen Verlauf der großen Ueberschwemmung klar und eingehend erörtert. Der Brief ist datirt aus Kiang-ye den 15. Januar 1888.

„Beiliegend sende ich zwei Photographien; die eine stellt das Innere der sogen. Domkirche des hl. Franz Xaver in der südlichen Vorstadt von Schanghai dar, während die zweite die Fassade der Herz-Jesu-Kirche auf der amerikanischen Niederlassung des besagten Hafens zeigt. Das erstgenannte Heiligthum weist im Innern sogar den in China ziemlich seltenen Luxus von Kirchenbänken auf. Gewöhnlich knien die Christen auf dem Fußboden; so gewinnt man Platz und erspart eine beträchtliche Ausgabe. In der Domkirche scheint der Luxus jedoch angebracht; zudem sind die Bänke von einem Christen begabt worden. Der Hauptaltar ist gleichfalls das Geschenk einer eifrigen, begüterten Wittwe; auch die Kanzel sowie die Seitenaltäre verdanken wir der Freigebigkeit unserer Christen. Gerade in der Vorstadt Tongka-ton zählen wir angesehenere Familien zu den unsrigen; es sind zumest Kaufleute, die mit ihren eigenen Seeschiffen einen beträchtlichen Handel treiben. Letzterer ist gegenwärtig freilich beträchtlich gesunken wegen der großen Concurrenz der Dampfschiffe. Die Christen sind im ganzen gut und fromm, selbst sehr gut, obwohl es natürlich, wie das in einer Handelsstadt nicht anders zu erwarten steht, nicht an schlechten fehlt. Indes sind diese verhältnismäßig wenig zahlreich und obendrein befehlen sich auch von ihnen die meisten wenigstens auf dem Todesbett. Die Pfarrkinder der Herz-Jesu-Gemeinde setzen sich fast ausschließlich aus spanischen Mischlingen von Manila und den Philippinen nebst portugiesischen Nestizen von Macao zusammen. Nun zu einigen Neuigkeiten! Ich hatte mit den Mandarinen mehrere wichtige Angelegenheiten zu ordnen. Die Verhandlungen ziehen sich noch immer hin, doch hoffe ich auf günstigen Erfolg, wenn man fortfährt, eifrig zu beten. Später werde ich umständlicher davon erzählen. Die größte Neuigkeit aus China ist die Ueberschwemmung des Hoangho oder Gelben Flusses im nördlichen China. Wie alle Flüsse dieses Landes und mehr noch führt der Hoangho Schlamm mit sich, da er Hunderte von Meilen

durch gelbe Lösserde fließt. So hat er schon in alten Zeiten sein Bett ganz mit Schlamm angefüllt und man mußte bereits im ersten Jahrhundert nach Christus Dämme errichten. Da sich jedoch auch das so erhöhte Bett allmählich anfüllte, flutete das verheerende Wasser mit Gewalt über und suchte anderweitig einen Weg nach dem offenen Meer. Die genannten Dämme erheben sich stellenweise 14 m über das flache Land. Kommt es nun trotzdem zur Ueberschwemmung, so müssen natürlich die Gewässer mit zerstörender Gewalt über Städte und Felder daherauflaufen, so daß nichts im Stande ist, sie aufzuhalten. Theilweise Uebersutungen gibt es von altersher fast alljährlich im nördlichen China an den beiden Ufern des Hoangho. Deswegen befindet sich bei der Regierung eine eigene Abtheilung, welche sich ausschließlich mit dem Eindämmen und der Stromregulierung des Gelben Flusses befaßt. Der oberste Mandarin dieses Verwaltungszweiges hat die Macht eines Viceröy und ist somit einer der größten Würdenträger des Reiches. Aus dem Gesagten kann man abnehmen, wie sehr die Chinesen mit dem Hoangho rechnen und welche Aufmerksamkeit sie ihm widmen müssen. Sie wissen wohl, reißt er die Dämme ein, so gilt es immer Hunderttausende, ja Millionen von Menschenleben und Verwüstungen ungeheurer Strecken fruchtbarer Landes.

Ende September stieg das Wasser gegen alle Erwartung. Bei der großen Stadt Kai-song-fu durchbrach der Strom in einer Länge von einer Meile den Damm, rasste über die flache Ebene dahin, riß die Häuser nieder und begrub Menschen und Thiere in den Wellen. Kaum daß hie und da etliche Leute entrannen, um andere vor der Gefahr zu warnen. Allen schien die Märe unglaublich. Kam das Wasser angestürmt, so war es zu spät, an Rettung zu denken. So ergoß sich der Hoangho, alles weit und breit verheerend, wieder in den nördlichen Theil unserer Provinz. Große Flecken und Dörfer, welche mehrere unserer Missionäre sehr wohl kannten und oft durchzogen, sind in einer Nacht mit Mann und Maus verschwunden. Kurz, das Unglück ist furchtbar allwärts, wohin die Ueberschwemmung sich erstreckte. Menschenleben gingen unzählige zu Grund, die Hausthiere, die Ernte und alle Vorräthe sind zertrümmert oder verdorben. Die Häuser der Städte und Dörfer sind weggeschwemmt oder eingestürzt; statt der ehemals blühenden Flecken findet man jetzt nur Trümmerhaufen. Glücklicherweise fließen die Fluten, welche sich nach dem Süden ergossen, auf den großen See Hung-tse-hu. Wegen der anhaltenden Dürre des vergangenen Herbstes war dessen Wasserstand sehr niedrig. Dies war das Heil unserer Provinz. Die Wasser füllten das Becken und wurden vermittels Schleusen durch den Kaiserkanal in den Yang-tse-kiang und ins Meer geleitet. So ist augenblicklich weiteres Unheil nicht zu befürchten; auch hat man schleunigst Maßregeln getroffen, den Fluß aufs neue einzudämmen. Die Befehle des Kaisers sind äußerst scharf; alles ist in Bewegung, die besten Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Selbst an die Europäer hat man sich gewendet; denn in solchen Umständen gelten sie sogar in den Augen der hochfahrenden Chinesen etwas. Ein berühmter französischer Ingenieur ist sofort auf den Schauplatz des Unglücks abgereist. Vor einigen Tagen traf ich einen andern französischen Ingenieur und erkundigte mich bei ihm über das Unternehmen. Der Herr sagte mir: „Das Unglück ist über die Maßen groß, und die Herstellung solider Dämme wird ungeheure Summen verschlingen. Will



die chinesische Regierung Ernst machen und wahrhaft dem Uebel energisch abhelfen, so sind die Europäer gewillt, das Eindämmen und die Kanalisierung in die Hände zu nehmen. Will man aber nach chinesischer Weise verfahren, d. h. große Summen verlangen, welche die Mandarine in die Tasche stecken, viele Arbeiter berufen und sie nicht bezahlen, und so trotz der beträchtlichen Unkosten das Werk nicht halb zu Stande bringen, dann lassen sich die Europäer klüglich auf nichts ein. Eines ist sicher: hat man bis April oder Mai nicht die nothwendigsten Arbeiten vollendet, so droht noch größeres Uebel. Denn im Frühjahr kommen ungeheure Regengüsse und ist der Wasserstand der Flüsse ein sehr hoher.' Jener Ingenieur sagte mir auch, daß

es derartig gewaltige und unheilsvolle Ueberschwemmungen vom grauesten Alterthum bis jetzt nur zehn gegeben hat, wie man durch geschichtliche Denkmäler nachgewiesen. Die vier Vizekönige, in deren Provinzen der Fluß so grausiges Unheil angerichtet hat, lassen jetzt viel arbeiten. Ob methodisch und klug, weiß ich nicht, nur so viel ist mir bekannt, daß selbst bis hier bei uns im Süden des Yangtse-Flusses die Furcht groß ist. Die Europäer hier in China haben großmüthig Almosen gegeben, um so der Noth zu steuern. Auch an alle Chinesen ist ein Aufruf ergangen; doch haben sie sich mit ihren Spenden nicht übernommen. Sie wissen zu gut, daß das Geld unterwegs bleiben und den Beutel eines gierigen Mandarins füllen



Innere der Kathedrale von Shanghai.

würde. Die Mandarine sind officiell verpflichtet, dazu beizutragen; aber sie thun das auf echt chinesische Weise. Hier ein Beispiel. Ein mir bekannter Mandarin greift für solche Beiträge, die er höheren Beamten abliefern muß, nicht in seine eigene Tasche, sondern in die wohlhabender Leute. Unlängst ließ er einen reichen Arzt zu einem Kranken in seinem Tribunal bescheiden. Der Diener, welcher den Arzt rufen sollte, erhielt den Befehl, zu sagen: „Hier sind dreihundert Pfennige, kommen Sie gefälligst in jene Straße zu einem Kranken.“ Er mußte jedoch verschweigen, daß der Mandarin ihn rufe. So war es gewiß, daß der reiche, berühmte Doctor sich nicht zum Kranken be-

mühen werde, und das wollte gerade der Beamte. Dieser schickte dem Arzt die strengste Weisung, sogleich vor seinem Tribunal zu erscheinen. Der Aermste macht sich alsbald auf den Weg und bittet tausendmal um Entschuldigung. Er bekommt aber eine lange Rede über seine Herzenshärte zu hören und erhält schließlich den freundlichen Bescheid: „Für heute soll es noch einmal hingehen; denn ich bin gut, wie der Vater und die Mutter des Volkes es sein müssen. Ich verzeihe dir also, nur mußt du 500 Dollars für die Ueberschwemmten zahlen.“ Man kann sich den Schrecken des Arztes bei dieser sonderbaren Verzeihung denken. Er fing an zu handeln, und schließlich be-



gnügte sich der Mandarin mit 300 Dollars. Hieraus darf man von einem auf alle schließen. Alle Welt sammelt, aber das Geld bleibt unterwegs und die Heimgesuchten schmachten im Elend hin. Auch ist es schwer, zu den Unglücklichen hinzukommen; denn es gibt eben keine Wege, außer auf den geographischen Karten. — Noch ein Beispiel chinesischer Verwaltung will ich hier anführen. Es handelt sich um einen hochstehenden General des letzten Krieges, Namens Pao aus Sutschuen. Derselbe hatte während des Feldzuges bedeutende Summen, man spricht von 800 000 Dollars, unterschlagen. Vergangenes Jahr starb er und wurde nach dem Tode gleichmäßig als Kriegsheld wie als braver Patriot verherrlicht. Heuer hat seine Familie

großes Unglück heimgesucht. Ein Nefte des Generals wußte nämlich um die Betrügereien; nach dessen Tod kam er also zu seinen Söhnen und bat sie um ein Anlehen von 30 000 Dollars. Eine Anleihe ist aber hierzulande gleichbedeutend mit einem Geschenk. Da die Erben des Verstorbenen auf ein solches Ansuchen nicht eingehen wollten, verrieth der Nefte alles. Er ließ einen Brief an das Kriegsministerium abgehen, der vorgeblich von seinem sterbenden Onkel geschrieben war und worin derselbe den Unterschleif eingestand; zugleich gab er an, wo das Geld versteckt sei. Dieses unterschobene Schriftstück schloß der Angeber, um die Täuschung vollständig zu machen, mit einem gefälschten Siegel des Generals. Derartige Enthüllungen sind hier in



Herz-Jesu-Kirche in Schanghai.

China außerordentlich erwünscht; denn sie geben aller Welt Gelegenheit, große Tugendreden zu halten, sich zu spreizen und tapfer über den ertappten Lozzufahren. Die Söhne Pao's wurden in Ketten abgeführt und zum Tode verurtheilt; ihre Mutter starb vor Schmerz über das Unglück. Der Verräther wurde indes gleichfalls hingerichtet, weil er ein Staatsiegel nachgeahmt hatte. Die weiblichen Angehörigen wurden an andere Familien vertheilt und so die ganze Familie des Generals in den neun Geschlechtern, wie man hier sagt, ausgerottet. Es ist eben hier noch alles heidnisch und es gilt der Grundsatz, sich nicht ertappen zu lassen. Wird einer entdeckt, dann wehe

ihm; er muß für die anderen mitbezahlen. Bis das Christenthum diese Völker durchdrungen hat, wird es wohl so bleiben!"

### Vorderindien.

**Erzbischof Calcutta.** (Schluß des Berichtes über die Mission von Torpa unter den Kolhs.)

„Seitdem sich P. Sievens in Torpa befindet, hat er weder Raft noch Ruhe; kaum ist es ihm möglich, sich nur einen Tag zu entfernen. Deputationen von den umliegenden Dörfern, Protestanten und besonders Heiden, 20, 30 Meilen weit her-eilend, belagern beständig sein Zimmer. Ihre Bitte ist stets



dieselbe. „Die Bedrückung von seiten der Beamten wird immer unerträglich; nun haben wir gehört, daß du, Padre Sahab, guten Rath weißt, uns helfen kannst und auch willst. Nimm dich unser an; unser ganzes Dorf, das schwören wir dir — dabei haben sie nach Mundari-Art den rechten Arm empor — wird katholisch und bleibt der von dir gepredigten Religion auf immer treu.“ Oft staunte ich über die Geduld und Theilnahme, mit welcher der Pater alle anhört und ihre besonderen Schwierigkeiten prüft; bis jetzt ist es ihm auch immer gelungen, sei es einfach durch guten Rath und Belehrung, sei es durch geeignete Schritte bei der Regierung und dem Gerichte, den Unterdrückten thatsächlich aus ihrer Noth herauszuhelfen. In manchen Fällen reicht es hin, beim Pater in Torpa gewesen zu sein, „der die Gesetze kennt und sie den Unerfahrenen erklärt.“ Sobald die Tiekedars und deren Mitthelfer davon hören, sehen sie sich veranlaßt, von ihren unvernünftigen Forderungen und Erpressungen abzustehen. Oft freilich kommt es auch zu Processen, die jedoch jedesmal zu Gunsten der Bedrückten endigen. So erhielten während meiner Anwesenheit in Torpa sechs Tiekedars je neun Monate Gefängniß, verschiedene andere wurden zu schweren Geldstrafen verurtheilt. Die Folge davon war, daß mehrere Tausend den wahren Glauben annahmen.

Wie Sie sehen, ist die erste Veranlassung der Bekehrung gerade nicht Liebe zu Gott und der von ihm gestifteten Religion; die Gnade Gottes bedient sich weltlicher Interessen, um so die ewigen und einzig wichtigen Interessen des Himmels den Unwissenden sicherzustellen. Allein das schließt nicht aus, daß der ersten Veranlassung bessere Beweggründe folgen. Nach reiflicher, sei monatlangem Berathung unter sich und mit den Katechisten entschließen sich die Familienhäupter, nach Torpa zu gehen; nach Torpa gehen aber heißt: dem Heidenthum entsagen, dem Teufel nicht mehr opfern, alle heidnischen Gebräuche aufgeben, den wahren Gott anbeten und sich dem religiösen Unterricht der Katechisten und der Patres unterziehen. Dies alles thun sie freudigen Herzens und — halten Stand.

Die einzige Schwierigkeit in der Bekehrung scheint überhaupt nur in der großen Furcht der Leute vor dem bösen Feinde zu bestehen; in dieser Furcht sind sie ausgewachsen, von ihr ist all ihr Thun und Lassen beherrscht. In einem vor kurzem bekehrten Dorfe, nicht weit von Torpa, herrschte eine ansteckende Krankheit; während nun alle anderen zum Missionär um Beistand eilten, zog es ein Katechumen nach altem Herkommen vor, den Götzpriester (Tonhong) um Rath zu fragen. „Du mußt dem Teufel ein Huhn und eine Ziege opfern“, hieß es da. Er hatte nun schon im geheimen alles zubereitet; Opferthiere, Weibrauch, Feuer waren am Ufer des nahen Flüsschens, als die Sache im Dorfe bekannt wurde. „Das darf nicht sein“, war der Schrei der eben von Torpa zurückkehrenden Menge, und im Laufschrift ging es an den Fluß zum Opferer. Als dieser sich entdeckt sah, begrub er geschwind alles in den Wellen des heiligen Wassers und entging dem Zorne der ent-rüsteten Menge durch eiliges Verschwinden im nahen Waldbes-dicht. Ehe er sich wieder im Dorfe zu zeigen wagte, trug er Sorge, die Sache vor dem Pater zu ordnen. Diese Fälle sind jedoch bei unseren Leuten bis jetzt auffallend selten gewesen, und nach dem wirklich guten Willen der Katechumenen zu urtheilen, werden dergleichen Dinge bald ganz verschwinden. Wenn sie einmal alle getauft und besser unterrichtet sind, wird die Liebe Gottes in ihren guten Herzen Wurzel schlagen, eille Teufelsfurcht verdrängen und ihnen reichliche Gnade und kräf-

tigen Beistand geben, sich auf dem einmal betretenen Wege zur ewigen Seligkeit fest zu erhalten.

Ein guter Schritt vorwärts ist mit Gottes Hilfe geschehen; allein die Hauptarbeit fängt erst jetzt an. Die Leute müssen nicht nur von den Katechisten in den Gebeten und dem Katechismus unterrichtet und auf die heilige Taufe vorbereitet, sondern auch von dem Missionär selbst besucht, ermuntert und belehrt werden; die Katechisten, selbst noch neue Christen, müssen überwacht, mehr und mehr unterrichtet und angeeifert werden — alles das ist kein Leichtes und war bei der beständig anwachsenden Zahl der Katechumenen (im September 1887 zählten wir 20 000 in 400 verschiedenen Dörfern mit etwa 100 Katechisten) für P. Lievens beinahe unmöglich. P. de Smet arbeitete in wahrhaft aufopfernder Weise, mußte aber schon nach wenigen Monaten gesündere Luft und Ruhe genießen, um nicht gänzlich zu unterliegen. Unsere Ankunft in Torpa war deshalb sehr willkommen. Sogleich theilten wir uns in die Arbeit. Von einem Katechisten begleitet, machten wir uns sofort auf den Weg; während P. Cazet die südlichen Dörfer besuchte, widmete ich mich den im Norden gelegenen. Voll Freude, den Missionär bei sich zu haben, kommen jung und alt, Männer, Frauen und Kinder herangeeilt, um den priesterlichen Freund mit „Gelobt sei Jesus Christus“, dem echt katholischen Gruße, willkommen zu heißen. Auf der besten Matte des Dorfes — Stühle u. dgl. Luxusartikel sind den Mundaris unbekannt — muß sich der Pater im Hause des Dorfschulzen (Munda) niedersetzen; Milch oder erfrischendes Reisbier wird angeboten, und wie gute Kinder kauern all die lieben Leute um einen herum, Worte des Trostes und der Belehrung im heiligen Glauben vom Priester (Gomke) zu hören. Dann ging ich gewöhnlich in die einzelnen Behausungen der Christen, um dort in gemeinsamem Gebete Gottes Segen auf die Bewohner herabzusenden. Das Haus des Mundari ist nach seinem Geschmack recht bequem eingerichtet; billig und gut und besonders reinlich. Eine mit Stroh bedeckte Lehmhütte ist in drei ungleiche Theile getheilt: der mittlere Raum ist für die Haus-thiere: Büffel, Kühe, Schafe oder Schweine, rechts ist das Schlaf- und Speisezimmer, links die Küche. Reichere Bauern können sich natürlich in ihrem Gehöfte den Luxus eines Wohn-hauses, Stalles und einer besondern Scheune erlauben.

Gibt es eine Schule im Dorf, was selten ist (denn die zu Gebote stehenden Geldmittel waren bis jetzt nicht ausreichend genug), so wird dieselbe besucht, und die Jugend besteht eine Prüfung im Katechismus. Oft hatte ich bei diesen improvisirten Prüfungen Gelegenheit, die geistigen Anlagen der jungen Kolhs zu bewundern; mit großer Leichtigkeit erfassen und behalten die meisten unter ihnen die Erklärung der Gebete und des Katechismus, und viele können oft von dem bereits Erlernten Folgerungen ziehen, die man von ihnen nicht erwarten sollte.

Am Feste des hl. Augustinus hatten wir das Glück, die Schuljugend von Chapi (ein Dorf etwa 10 Meilen nordwestlich von Torpa) durch die Ertheilung der heiligen Taufe in die Kirche aufzunehmen. Ihr alter Lehrer hatte die Knaben wohl vorbereitet; die Gebete konnten sie geläufig und beantworteten mit Verständniß die verschiedenen Fragen, die ihnen über die hauptsächlichsten Wahrheiten vorgelegt wurden. Mit wahrhaft erbauender Andacht empfangen sie sodann die heilige Taufe in Gegenwart ihrer Eltern; diesen sollte einige Zeit später dasselbe Glück zu theil werden.



Aber nur zu bald hatte unser Wirken in der aufblühenden Mission ein Ende. Nach kaum sechs Wochen war P. Cazet im Himmel und ich selbst in Lebensgefahr. Lapa, ein ganz heidnisches Dorf etwa zwölf Meilen westlich von Torpa, war schon lange hinreichend unterrichtet und bat flehentlich, der Gnade der heiligen Taufe theilhaftig zu werden. Sonntag, der 11. September, wurde für die Feierlichkeit festgesetzt; P. Cazet übernahm es, die braven Leute zu besuchen, und obgleich er sich nicht recht wohl fühlte und der Tag regnerisch zu werden drohte, ließ sich der seeleneifrige Priester nicht abhalten, seinem Versprechen nachzukommen. Durchnäht erreichte er Lapa und ertheilte in der nasskalten, Wind und Wetter offenen Dorfkapelle — oder besser Lehnhütte — den harrenden Katechumenen die heilige Taufe. Beim Nachhausereiten überraschte den Pater überholt heftiger Regen, und kaum waren seine Kleider in den glühenden Sonnenstrahlen getrocknet, als sie in dem mittlere weile stark angeschwollenen Chataflusse, den er nothwendigerweise zu passiren hatte, wiederum durchnäht wurden. Fieber war die unausbleibliche Folge der Erkältung, und derart ergriff es den Pater, daß der Arzt in Ranchi, wohin man den Kranken besserer Verpflegung wegen gebracht hatte, bald erklärte, alle Hoffnung auf Besserung sei aufzugeben. Während dieser Tage des Leidens habe ich ein Wort der Klage von den Lippen P. Cazets vernommen: „Es wird schon bald wieder besser gehen“, war die einzige Antwort, die ich auf meine Frage nach seinem Befinden erhalten konnte. Ja gewiß, es sollte bald besser gehen; denn kaum 14 Tage nach dem Ausfluge nach Lapa rief ihn Gott zu sich, um ihm den wohlverdienten Lohn seines zwar kurzen, aber aufopfernden Wirkens zu geben.

Kaum war P. Cazet in Ranchi, als auch ich mich gezwungen sah, dorthin zurückzukehren. Ohne zu wissen, wie und warum, war ich vom Malariafieber erfaßt und in einigen Tagen gänzlich erschöpft; keines der gewöhnlichen Heilmittel, die uns in Torpa zu Gebote standen, wollte meinen Zustand bessern. Luftwechsel endlich und liebevolle Pflege in „Manresahouse“ gaben mir meine Kräfte zurück — leider nur, um mir meine Heimreise per Postwagen zu erlauben. Hoffentlich wird es mir bald gestattet sein, mich für immer meinen theuren Mundaris zu widmen!

Am Tage meiner Abreise von Torpa wurde P. Nievens angenehm überrascht durch die Rückkehr seines alten Gefährten, P. de Smeets. Er kam eben von Dardscheling, wo er auf den Rath der Aerzte in der frischen Himalayaluft Heilung gesucht und auch theilweise gefunden hatte. — Sein letzter Brief theilt mir mit, daß in Torpa alles gut vorangeht. Endlich ist es auch den Oberen gelungen, neue Kräfte für die Mission zu gewinnen. P. Haghenbeek ist schon in Torpa; zwei andere Priester und ein Laienbruder werden in Bälde folgen. So wäre denn für den Augenblick wenigstens fürs Nöthigste gesorgt, um das von P. Nievens so glücklich begonnene Werk zu vervollkommen und aus den Mundaris recht gute katholische Christen machen zu können. Mögen sich nun aber auch unter den zahlreichen Lesern der „Katholischen Missionen“ großmüthige Herzen finden, welche den Missionären eifrig beten helfen, daß Gott dem armen Mundarivolk Gnade und Ausbauer verleihe, und welche ein Scherflein beitragen zu dem unbedingt nöthigen Bau und Unterhalt von Kirchen, Kapellen und Schulen, damit sich die junge Mission, vielleicht die hoffnungreichste unserer Zeit, mehr und mehr befestige zur größern Ehre Gottes!“

**Bischof Puna.** Im letzten Jahrgange berichteten wir (S. 218 und 239) über die Heidenmission im Gebiete von Dharwar. Heute liegt uns ein Brief des hochw. P. Daling vor, der uns den Zustand und die Hoffnungen schildert, welche sich an die Mission von Kendal knüpfen. P. Daling, manchen unserer Leser persönlich bekannt, war von dem hochwürdigsten Bischof Weiderlingen mit der Visitation des genannten Missionsmittelpunktes betraut und hat das Ergebniß seines Besuches wie folgt dem hochw. P. Provinzial der deutschen Ordensprovinz dargelegt:

„Kendal ist der Mittelpunkt einer Heidenmission, über welche ich Ew. Hochwürden etwas Näheres mitzutheilen gedenke. — Ich wurde vom hochw. Bischöfe dort hingeschickt, um alles zu besichtigen und zu sehen, welche Schritte zu thun seien, um fernern Fortgang zu erzielen. Man beabsichtigt, diese Mission ernstlich in die Hand zu nehmen. Bevor ich nun auf einzelnes eingehe, schicke ich einiges über die Bevölkerung, deren Lebensweise und Sitten voraus.

Die Gesamtzahl der Bewohner zerfällt in vier Klassen oder Kasten, die voneinander scharf getrennt sind. Die erste und höchste Kaste ist die der Kumbies; sie sind Altersleute, und obschon einige unter ihnen ziemlich wohlhabend sein mögen, im allgemeinen ärmlich, zuweilen recht arm. Diese Kaste ist die zahlreichste, macht den Kern der Ortschaft, des Dorfes aus; an ein solches Kumbiedorf, das etwa 500 Einwohner zählen mag, schließt sich aber immer ein zweites, kleines Dörfchen an mit etwa 50—150 Einwohnern, je nachdem das Kumbiedorf größer oder kleiner ist. Das ist das Dorf der Mahers, der zweiten Kaste. Diese sind im Dienste der vorigen, leben aber, wie gesagt, ganz getrennt, dürfen auch nicht in das Innere der Häuser der Kumbies eintreten, noch mit ihnen essen, viel weniger noch sind wechselseitige Heiraten gestattet. Durch eine solche würde ein Kumbie sofort seine Kaste verlieren und ausgestoßen werden: auch der Maher würde streng genommen seiner Kaste verlustig sein; doch da wird's nicht so streng gehalten. Solche Heiraten sind höchst selten, beinahe etwas Unerhörtes. Im übrigen ist das Verhältniß dieser beiden Kasten durchaus kein feindseliges, auch hat es nicht den Schatten von Sklaverei, noch sieht der Kumbie mit Verachtung auf den Maher hinab. Der Maher ist frei, sein eigener Herr, kann anderswohin ziehen, wenn er will. Kumbie und Maher verkehren im gewöhnlichen Leben freundlich miteinander, nur ist der Maher zu gewissen Dienstleistungen dem Kumbie gegenüber verpflichtet, und dafür erhält er seinen Lohn und seinen Unterhalt, und er verläßt nicht gern den Ort, wo er geboren und in dem seine Vorfahren gelebt; er ist kein Wanderer. Wenige unter ihnen besitzen auch einige Ländereien und kommen so zu einer gewissen Selbständigkeit, durchschnittlich sind aber alle ohne Ausnahme recht arm.

Die dritte Kaste ist die der Mangs, welche sich durch Korbflechten, Seildrehen und andere niedere Arbeiten den nöthigen Unterhalt zu verdienen suchen. Ein Maher wird nie mit einem Mang essen; dieser darf nie in eines Mahers Haus eintreten und Wechselheiraten möchte man zu den Unmöglichkeiten zählen. Dieser Mangs gibt es sehr wenige.

Die vierte Kaste ist endlich die der Beels (Viels) oder die Diebeskaste; für diese gibt's eigentlich kein siebentes Gebot, da Stehlen geradezu ihr Handwerk ist, wodurch sie sich das Unernothwendigste zum Unterhalte zu erwerben suchen. Außer diesen Kasten gibt's noch gewöhnlich in einem Dorfe ein paar Marwabies. Der Marwabi ist, möchte ich sagen, der Jude



im europäischen Dorfe; er ist da, um Geld zu machen und womöglich die Kumbies zu betrügen und auszulaugen.

Schauen wir uns jetzt einmal etwas näher ihre Häuser an, wenn man sie so nennen darf; sie verdienen wohl eher den Namen Höhlen. Die Häuser der verschiedenen Kasten sind sich im ganzen ziemlich gleich, nur daß der wohlhabende Kumbie ein paar solcher Räume mehr hat für die verschiedenen Glieder der Familie und daß sie auch wohl etwas größer sind. Das Haus bildet ungefähr ein Viereck, etwa 20' lang, 15' breit und 7' hoch. Die Mauern sind aus an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen, die etwas größer sind als die gebrannten, aufgebaut, und über diese wird ein Holzgeflecht aus rohem, ungehobeltem, krummen Materiale gelegt und dann oben mit einer ziemlich dicken Schicht von Lehm bedeckt, so daß sie ein flaches, etwas ovales Dach haben. Das Ganze hat nur einen kleinen, niedern Eingang,

den eine Art Thüre schließt; kein Fenster, noch irgend welche anderweitige Oeffnung, so daß die armen Leute darin beinahe in totaler beständiger Finsterniß leben. Das Haus hat ungefähr das Aussehen eines ziemlich großen viereckigen Lehmhauses. Statt des obengenannten Daches hat es auch zuweilen ein einfaches Strohdach, das in der Regenzeit den Regen kaum abhält. Und doch gefällt ihnen ein solches Haus; sie ziehen es einem Palaste vor, in welchem sie sich gar nicht zurecht zu finden verständen. Es wohnen auf unserem Besitztume nahe beim Missionshause einige Kumbies, die auf unseren Feldern arbeiten. Als unser Laienbruder ihnen die Wohnung etwas höher machen, Fenster einsetzen und eine etwas höhere Thüre anbringen wollte, wurde feierlich gegen eine derartige Neuerung protestirt. Einigenmaßen zweckmäßig sind diese Wohnungen, da sie in der heißen Jahreszeit die Hitze und in der kalten die Kälte abhalten. In



Korbflechter aus der Kaste der Mangs.

einer solchen Wohnung, in welcher acht bis zehn Personen Platz finden, leben alle Glieder der Familie zusammen, und derselbe Raum dient für alles, ist Küche, Bettzimmer, Wohnzimmer, Empfangszimmer u. Darin gibt's aber keinerlei Hausgeräthe, keine Bettstelle, kein Bett, keinen Stuhl, keinen Tisch: das alles liefert der Fußboden; kein Teller, keine Tasse, kein Glas, keine Gabel, noch Messer, noch Löffel: alles das sind überflüssige Möbel für diese Leute. Sie finden dort ein oder zwei irdene Gefäße für Wasser und vielleicht eine Art eiserne Pfanne, um darin den Kuchen zu backen, der ihnen zur Nahrung dient; aber auch das nicht immer; das kann ja auch so am Feuer oder in der heißen Asche geschehen. Sie sehen, die Möbllirung ist höchst einfach! Vielleicht hat ein wohlhabender Kumbie einige Töpfchen und Geschirre mehr; aber von eigentlichen Hausgeräthen kann nicht Rede sein. Die tägliche Nahrung der Mahes ist ein Kuchen,

Bhaka genannt, bereitet aus einem Korn Trarv, etwas dem Mais ähnlich, nur sind die Körner kleiner, oder von einem andern Korn, Bajeri — mit Korry, einer Art starkgepfeffelter Sauce: haben sie dieses täglich, sind sie ganz zufrieden; fehlt's einmal einen Tag, verstehen sie auch zu hungern, ohne sich gar viel daraus zu machen. Ein Kuchen von Weizen oder gar Reis wäre schon ein festliches Mahl; zuweilen mögen sie auch etwas Milch oder einiges Gemüse von den Kumbies erhalten; aber das ist nicht so häufig, und Fleisch gibt's nur, wenn einmal im Kumbiedorfe ein Ochse sterben sollte. Die Nahrung der Kumbies, besonders der ärmeren, ist ungefähr die nämliche; für den wohlhabendern gibt's etwas mehr Milch, Ghee, eine Art Butter, und Gemüse, Fleisch nur zwei- oder dreimal im Jahre. Die Fasten- und Abstinenzgebote machen, wie Sie sehen, hier keine Schwierigkeit. So einfach wie die Nahrung ist auch die



Kleidung. Ein Stück weißes baumwollenes Zeug für die Männer und farbiges, gewöhnlich rothes, für die Frauen bildet die ganze Garberobe. Wohl hat die Frau noch ein oder einige Paar Armbänder, gewöhnlich von farbigem Glas, selten von Metall, Kupfer, Messing oder gar Silber, wozu gewöhnlich das Geld fehlt. Pariser Moden und europäischer Luxus sind unbekannt. Kleine Kinder bis zum sechsten, siebenten oder achten Jahre laufen gewöhnlich umher, wie der liebe Gott sie geschaffen, ohne daß jemand den geringsten Anstoß daran nimmt, und wenn man auch etwas zur Bedeckung solcher Geschöpfchen gibt, so ist das bald verschwunden und zu etwas anderem verwendet. Natürlich für Schule und Kirche muß alles belkleidet sein. Was nun die Moralität betrifft, so steht's nach allem, was ich in Erfahrung bringen konnte, viel besser, als sich bei solcher Lebensweise er-

warten ließe; öffentliche, gröbere Verstöße gegen die Sittlichkeit scheinen ziemlich selten zu sein. Vielweiberei, obgleich nicht als verboten oder als unsittlich betrachtet, wenn nur die förmliche Heiratsfeier stattgefunden hat, ist doch sehr selten. Die Armuth macht es beinahe zur Unmöglichkeit, mehrere Frauen zu ernähren. Ich glaube, daß für die Aufrechterhaltung der Moralität das Kastwesen gute Dienste leistet, weil es scharfe Grenzen zieht, ebenso auch das abgeschlossene Familienleben: in dem kleinen Hause gibt's keine Diensthboten oder sonstiges Hausgesinde unter demselben Dache. Dann ist die ganze Lebensweise im allgemeinen eine recht harte, die der Sinnlichkeit wenig Nahrungsstoff verschafft, und endlich heiraten alle sehr früh, gewöhnlich schon, wenn sie noch in den Kinderschuhen stecken. — Doch was sage ich: Kinderschuhe; Schuhe und Strümpfe kennt man ja nicht. (Schluß folgt.)



Schmiede aus der Kaste der Mangs.

### Nordamerika.

**Mission am Felsengebirge.** (Bericht P. Brando's über die Mission unter den Krähen-Indianern. Schluß.)

„Für den Missionär haben die Leute das größte Vertrauen und die tiefste Ehrfurcht. Als ich eines Tages einer alten Indianerin begegnete, nahm sie mich bei der Hand und sagte: ‚Schwarzrock, ich habe nur ein altes Pferd, um meine Rationen zu holen: sieh doch, wie schwach es ist und wie es humpelt. Mach es wieder jung und munter.‘ Ein junger Mann bat: ‚Ich habe schönes Pelzwerk zu verkaufen, für das ich 10 Dollars will. Wenn du machst, daß ich diese Summe bekomme, sollst du einen Dollar haben.‘ Häufig werde ich wegen der kleinsten Familienangelegenheiten um Rath gefragt, und nicht selten verlangt man Dienste von mir, die sich mit dem Amte eines

Missionärs nicht vertragen. Dann hält es schwer, den Leuten das Klar zu machen.

Da ich mich ziemlich nahe bei dem Fort Custer befand, beschloß ich, dasselbe aufzusuchen, um den dort liegenden katholischen Soldaten Gelegenheit zu bieten, eine heilige Messe zu hören und ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. Diese Station liegt am Zusammenflusse des Little und Big Horn und zählt eine Besatzung von 9 Compagnien Cavallerie. Als ich den Commandanten um Erlaubniß bat, am folgenden Sonntage die heilige Messe hier lesen zu dürfen, wurde ich zu meiner größten Verwunderung abgewiesen, weil ich keine Papiere besaß, die meine Identität hätten darthun können. Da ich mich jedoch damit nicht beschreiben ließ, beschloß der Officier einen Ausweg. Die erbetene Erlaubniß sollte bewilligt werden, falls mich der anwesende Militargeistliche, ein Methodistenprediger, als katho-



lischen Geistlichen anerkenne. Obgleich dies nun in aller Form geschah, kam ich doch nicht zum Ziel; denn der Commandant wollte in keinem Falle dem Fremden, der ja immerhin dennoch ein Betrüger sein konnte, Vorstus leisten. So mußte ich also unverrichteter Sache zu den Indianern zurückkehren. Kaum hatte ich etliche Tage später dem hochwürdigen Bischofe mein Mißgeschick mitgetheilt, als er mir bereitwilligst die nöthigen Beglaubigungspapiere übersendete.

Zwei Monate verweilte ich unter den Krähen-Indianern. Zu Pferde oder zu Fuß zog ich von Hütte zu Hütte, ertheilte fleißig Unterricht, sang und hielt Katechese. Vier Tage in der Woche hatte ich nichts anderes zur Nahrung als schlechtes Brod und ein wenig Kaffee. Da meine Kräfte bei dieser Lebensweise erlahmten, mußte ich mich wiederum auf einige Zeit zu den Cheyenne zurückziehen. Am letzten April kam P. Grassi als Vistator mit den nöthigen Vollmachten für die endliche Errichtung der neuen Mission unter den Krähen-Indianern. Zunächst hielten wir unsere geistlichen Exercitien ab und dann machten wir uns auf den Weg. Diesmal reisten wir zu Wagen, weil der Schnee bereits allenthalben geschmolzen war. Ohne Unfall kamen wir in das Thal des obern Big Horn bis zur Mündung des Roten Graß Creek. Hier blieben wir. Aus Furcht vor den häufigen Klapperschlangen streckten wir uns für die Nacht so gut, oder besser, so schlecht es ging, in unserem Karren auf dem Stroh aus. Wir hatten unsere Vorsicht nicht zu bereuen; denn an den nächsten beiden Tagen gelang es uns, mehrere dieser giftigen Reptilien zu tödten.

Um in aller Form von der Mission Besitz zu ergreifen, beschloß P. Grassi, eine Hütte zu bauen. Sofort machten wir uns mit Hilfe der Indianer, welche Baumstämme herbeischafften, ans Werk. Der größern Sicherheit halber suchten wir überdies den Agenten auf und trugen ihm unsern Plan vor. General Williamson war mit allem einverstanden und versprach, uns binnen kurzem besuchen zu wollen. Von der Agentur ging es nach Fort Custer, um die nöthigen Thür- und Fensterrahmen für unsere Wohnung zu holen. Am 29. Mai steckten wir die Kapelle ab. Grüne Baumzweige mit Decken belegt bildeten einstweilen das Gewölbe; die Breiter des Wagens wurden zum Bau des Altares verwendet. Tags darauf feierten wir zum erstenmale das heilige Opfer in der künftigen Mission vom hl. Franz Xaver.

Die nächste Zeit verstrich rasch; denn wir hatten vollauf zu thun mit der Einrichtung der neuen Niederlassung. Kaum waren wir damit fertig, so schied P. Grassi von mir, und ich selbst mußte wieder zu den Cheyenne, doch diesmal nur für etliche Tage. Auf meiner Rückkehr wurde das Pferd, welches ich ritt, so elend, daß ich schon daran denken mußte, den Rest des Weges zu Fuß zu machen. Glücklicherweise traf ich nahe bei Fort Custer zwei Indianer, welche ein sanftes Rößlein am Zügel führten. Da mir jedoch keine Wahl blieb und das Thier immerhin besser schien als das meinige, beschloß ich, es zu erhandeln. Die Leute verlangten nur 15 Dollars, und so wollte ich den Kauf wagen unter der Bedingung, daß sie das Pferd aufsäumten und mir auf etliche Minuten zur Probe überließen. Gesagt, gethan. Die Indianer legten ihrem Thiere meinen Sattel auf, ohne daß sich jenes sträubte. Gegen den Zügel jedoch hatte es entschieden Abneigung und machte Miene durchzugehen. Das behagte mir nicht, weshalb ich dem Indianer zu verstehen gab, ich sei gesonnen, den Handel rückgängig zu machen. Das ging jedoch so leicht nicht. „Warte nur, Schwarz-

rock,“ sagte einer, „ich will ihm den Zügel schon anlegen.“ Im Nu hatte er dem Pferde irgend ein Kleidungsstück vor die Augen gebunden und benützte den Augenblick, da das Thier stutzte, um es aufzusäumen. Somit war jetzt ein Theil des Contractes erfüllt; allein ich bemerkte bald, daß der Kauf anderweitige Nachtheile mit sich bringen würde, weshalb ich davon abzustehen beschloß. Das war freilich eine heisse Sache; denn es ging sicherlich nicht ab, ohne bei meinen Indianern das Vertrauen auf den Schwarzrock zu erschüttern, nachdem sie dessen Bedingungen erfüllt hatten. Um mich mit allen Ehren des Handels zu entleiben, sagte ich zu meinen Partnern: „Liebe Freunde, wir sind um 15 Dollars für das Pferd übereingekommen. Ihr habt meine Forderungen befriedigt; trotzdem zwingt mich ein kleiner Umstand, den Kauf nicht abzuschließen; denn seht, ich kann nicht jedesmal meinen Rock ausziehen, wenn ich das Pferd aufsäumen will.“ Das Argument wirkte; ich nahm meinen Sattel wieder an mich, und wir schieden als gute Freunde.

Auf dem weitem Wege zwangen mich mehrmals Fieberanfalle, die Reise zu unterbrechen. Endlich langte ich bei den Indianern in Pryor Creek an. Wochenlang besuchte ich ihre Behausungen der Reihe nach; dann mußte ich sie von neuem verlassen. Bei meiner Ankunft unter den Cheyenne erfuhr ich, daß Methodisten und Unitarier uns bei den Krähen-Indianern zuvorkommen wollten. Sobald es daher anging, eilte ich zu diesen zurück, um sie in ihrem Eifer zu bestärken. Trotz des Schnees machte ich die Strecke von 80—90 Meilen diesmal in 2 Tagen. Leider konnte auch jetzt mein Bleiben kein dauerndes sein. Eines Ereignisses von diesem Ausfluge muß ich erwähnen, weil es die liebevolle Sorge der Vorkehrung recht deutlich zeigt. Wie auf der Herreise, so gedachte ich auf dem Heimwege die Strecke in 2 Tagen zurückzulegen. Mein Pferd war stark und ausdauernd, und ich glaubte nichts befürchten zu müssen. Etwa 40 Meilen weit ging in der That alles vortrefflich. In einer Hütte brachte ich die Nacht zu und machte mich vor Tagesanbruch wieder auf den Weg. Da ich sicher darauf rechnete, am Abende in der Mission des hl. Labre einzutreffen, hatte ich mich weder mit Mundvorrath noch mit Decken für einen etwaigen Unfall versehen. Gegen 9 Uhr erhob sich indes ein heftiger Schneesturm, der mir bald jegliches Merkzeichen unkenntlich machte. Unter diesen Umständen war ein Umkehren ebenso schwierig, wie das Weiterreiten. Trotzdem empfand ich noch keinerlei Unruhe; mein Pferd war ja gut und ein längeres Fasten schreckte mich nicht. Unterdessen steigerte sich die Wuth des Wetters und der Wind blies eifig kalt. Gegen 5 Uhr mußte ich Halt machen, weil ich mich sonst unfehlbar in der Dunkelheit würde verirrt haben. Sie können mir glauben, daß diese Nacht lang und qualvoll wurde. Müdigkeit, Hunger und Kälte wirkten zusammen; dazu mußte ich nothwendig gegen den Schlaf ankämpfen. Ich zählte in Wirklichkeit die Minuten. Endlich gegen 2 Uhr morgens ließ das Unwetter nach, und der Himmel klärte sich so weit auf, daß ich bald erkennen konnte, wie ich mich völlig verirrt hatte. Ohne zu zaudern, ritt ich in der Richtung weiter, welche ich für die richtige hielt. Langsam folgte ich einer schneebedeckten Hügelkette; denn mein Pferd begann sichtlich zu ermüden. Die Sonne stand schon im Zenith, und immer konnte ich noch nichts anderes entdecken, als neue Hügel und schneegefüllte Thäler. Allmählich schwanden mir die Kräfte, und ich machte mich auf eine zweite schreckliche Nacht, vielleicht die letzte meines Lebens, gefaßt. Das Thier konnte kaum voran, und mir fehlte die Stärke, mich zu Fuß weiter zu



schleppen. Schließlich änderte ich die Richtung, in der Hoffnung, auf irgend einen Bach zu stoßen, der mich etwa an den Yellow Stone brächte, wo ich Wohnungen antreffen mußte. Es war ein verzweifelter Wagniß; denn ich war mindestens 75 Meilen von dem Flusse entfernt. Unterdessen mahnte mich die sinkende Sonne, an die Nacht zu denken. Ich begann also mein Abendgebet und brachte dem lieben Gott das Opfer meines Lebens dar. Den armen Seelen versprach ich drei heilige Messen, wenn sie mir Hilfe brächten. Eine Viertelstunde später sah ich ein Rudel Pferde auf mich zugaloppiren und bald bemerkte ich auch einen Hirten. Ich war gerettet. Wenige Minuten später rastete ich in der Hütte des Mannes, noch ungefähr 25 Meilen von meinem Bestimmungsorte entfernt. Nach zweitägiger Ruhe gelangte ich glücklich bei meinen Mitbrüdern an."

Zur Vervollständigung dieses Berichtes fügen wir über die endliche Abreise zweier Patres zu bleibendem Aufenthalte die nachstehenden Zeilen bei. Dieselben sind einem Blatte von Helena, „Der katholische Wächter“, entnommen.

„Endlich konnte der Obere der Jesuiten zu Gunsten der Krähen-Indianer über zwei Patres verfügen. Es sind dies P. Pietro Vandini von der St.-Ignatius-Mission und P. Prando, Missionär bei den Cheyenne. Die künftige Franz-Xaver-Mission ist gegenwärtig ein einziges weites Schneefeld zwischen den beiden Flüssen Little Horn und Big Horn, gegen 55 Meilen von der Eisenbahn und je 22 Meilen von Fort Custer und der Krähen-Agentur gelegen. Bei einer Länge von 30 Meilen dehnt sich das Thal der Mission 20—25 Meilen in die Breite. Die Wohnung der Patres muß in der ersten Zeit zugleich auch als Kirche und Schule dienen; denn das Baumaterial muß sehr weit hergeschafft werden. Im Frühjahr soll mit einer möglichst großen Blockkapelle begonnen werden.

Zunächst haben die Missionäre die Gründung von Schulen im Auge. Sind erst die nöthigen Bauten vollendet, dann werden Schwestern nachfolgen, um die Erziehung der Mädchen in die Hand zu nehmen. Während P. Vandini großes Geschick in Leitung von Schulen besitzt, wird P. Prando, dessen Ansehen bei den Indianern bekannt ist, von Hütte zu Hütte eilen, um das ganze Gebiet der Mission kennen zu lernen.

Unter dem Schutze des Hl. Franz Xaver und mit solchen Arbeitern versehen, darf sich das neue Unternehmen, wohl in nicht zu weiter Ferne, eines günstigen Erfolges versichert halten."

**Die Mission von Alaska.** Alaska ist der nordwestlichste Theil des nordamerikanischen Festlandes und wird nur durch die Beringsstraße von der östlichsten Spitze Sibiriens getrennt. Das Gebiet, das anderthalb Millionen Quadratkilometer oder etwa 27 000 Geviertmeilen Flächenraum mißt, zählt aber nur 30 000 Bewohner, zumeist Eskimos (17 000) und Indianer (8000). Die Russen hatten sich in diesem Nachbarlande Sibiriens schon ziemlich festgesetzt und 1821 Alaska für russisches Gebiet erklärt; aber die Vereinigten Staaten, denen die russische Nachbarschaft nicht lieb war, kauften ihnen 1867 das ganze Land für dreißig Millionen Mark ab. Das Hauptertragniß liefert der Fischfang und Robbenschlag, sowie die Pelzthierjagd. Auch Bergbau ist im Betrieb. Südlich vom Polarkreise finden sich kräftige Waldbestände, namentlich Tannen und Epen. Die große Wasserstraße des öden Landes bildet der 2800 (engl.) Meilen lange Yukon-River, der am Fort Selkirk im nordwestlichen Canada aus dem Zusammenflusse des Lewis- und

Pelly-River entsteht und sich in mehreren breiten Armen in den Nortonfund, südlich von der Beringsstraße, ergießt.

Schon früher berichteten wir von Versuchen des hochw. Erzbischofs von Vancouver, eine geordnete und ständige Missionsthätigkeit in dem weiten, seiner Diöcese einverleibten Gebiete von Alaska zu gründen<sup>1</sup>. Aber noch immer waren bringendere und nähere Bedürfnisse der Seelsorge zu befriedigen. Wiederholt hatte der hochwürdigste Herr auch die Hilfe der Jesuitenmissionäre zur Gründung dieser neuen schweren Mission dringend verlangt, und endlich war es dem Obern der Mission im Felsengebirge, P. Cataldo, möglich, dem Wunsche des eifrigen Oberhirten zu entsprechen, indem er ihm zwei Priester, die PP. Tosi und Robaut, zur Verfügung stellte. Erzbischof Seghers hatte beabsichtigt, die Reise mit den beiden Missionären im Frühjahr 1886 anzutreten. Man wollte an Bord eines Dampfers die Mündung des Yukon erreichen und dann den Strom aufwärts fahren. Allein verschiedene Zwischenfälle verzögerten die Abreise bis in den Hochsommer, zu welcher Zeit kein Dampfer mehr nach dem Yukon geht. Man hätte nun entweder die Reise auf das nächste Jahr verschieben müssen, oder mußte sich entschließen, über Land den Oberlauf des Stromes zu erreichen, um dann auf demselben abwärts zu fahren.

Der Eifer des Erzbischofs, der von jeder Verzögerung mit Recht unwiederbringlichen Schaden für das Missionswerk fürchtete, entschied für den letztern Plan, und so trat er mit den beiden Patres und einem Diener Namens Frank Fuller am 12. Juli 1886 die Reise an, welche ihm den Tod durch Mordhand, oder sagen wir lieber, die ewige Krone bringen sollte. Am 19. Juli landete der Dampfer in Chilcat, von wo die beschwerliche Landreise sofort begann. Ganz besonders mühsam waren die letzten 35 Meilen, bevor sie den Yukon erreichten; denn dort ist die Gegend ein Wirrsal von Sumpf und See. Zu Fuße mußten sie diese Strecke durch Bäche, Flüsse, Felsen und Eisfelder zurücklegen. Indianer, welche das Gepäck der Reisenden trugen, waren die Führer; es waren ganz zuverlässige Leute, doch muß man mit ihnen viel Geduld haben und sie gut bezahlen.

Am 30. Juli las Msgr. Seghers die heilige Messe am Oberlaufe des Yukon, wo, wie er glaubte, dieses erhabene Geheimniß noch nie gefeiert worden war. „Aber wo befand ich mich eigentlich?“ fragt der Erzbischof in seinem Berichte. „War ich noch in Alaska, diesseits der Grenze, welche sich parallel zu der Küste hinzieht? War ich im Apostolischen Vikariate Britisch Columbia in meiner eigenen Diöcese, oder in dem entlegenen Ende des Nordwest-Territoriums im Gebiete der Hudsonbai? Es ist schwer zu entscheiden. Ich hoffe, daß bald eine genaue Karte die Grenzlinien bestimmen und genau angeben wird, wo der Ausläufer des Lindemanssees (ungefähr 60° nördl. Breite) eigentlich liegt. Für jeden Fall heftete ich, bevor wir den Platz verließen, die folgende Inschrift an einen Baum: „Erzbischof Seghers von Victoria lagerte hier in Begleitung der Patres Tosi und Robaut und brachte das heilige Messopfer dar am 30. Juli 1886.“ Am Samstag, 14. August, war an den Ufern des Bennettsees allgemeiner Washtag. Nicht nur die Altarinnen, sondern auch Handtücher und Kleider wurden einer gründlichen Reinigung unterworfen. Hätten Sie meine Nähte gesehen,“ schreibt Msgr. Seghers, „Sie hätten gewiß gelacht; denn gar manche waren aufgegangen. Glücklicherweise traf

<sup>1</sup> Vgl. Jahrgang 1877 S. 110.



das Unglück alle. Auf Montag, 16. August, wurde gemeinsame Mäcerei festgesetzt; ich mußte, vollkommen sicher vor jedem Besucher, im Bette bleiben, um einigen meiner Kleider die nöthigsten Ausbesserungen angedeihen zu lassen. Ich hoffe, Sie werden mir diese eingehende Ausführlichkeit zu gute halten; sie soll Ihnen ein genaues Bild des Missionslebens in einem neuen Lande geben. Als das Floß gebaut war, stellte sich der Fahrt eine etwa vier Meilen lange Reihe von Stromschnellen als Haupthinderniß entgegen. Diese Schnellen werden durch den Fluß gebildet, der den Marsh- und Labarge-See verbindet. Sie liegen in zwei Schluchten, der Miles- und White-Horse-Schlucht. Jede ist gegen eine Meile lang und bringt uns zwei Tragstellen, wo wir das Gepäck selber schleppen mußten. Die Miles-Schlucht zwingt sich durch steile, meist senkrecht abfallende Basaltwände, welche wie Säulenreihen aufrecht dastehen. Dazwischen braust der Fluß bis auf 50 Fuß eingengt mit gewaltigem Donner hindurch. Das Wasser schäumt in wilden Wogen auf; gegen die Mitte hin senkt sich sein Spiegel, so daß kein schwimmender Gegenstand gegen die Felsbänke geschleudert werden kann. Etwa eine Viertelmeile weit laufen die Wände parallel, dann treten diese weiter auseinander und der Strom zieht zwischen zwei Strudeln ruhiger dahin. Wenn das Wasser aus dieser Ausbuchtung hervortritt, rauscht es über einen Felsen in einen zweiten Kanal. Tosen und schäumend, als wollte es seine Wuth beweisen, verläßt es die Schlucht. Ein Boot mußte ausgeladen und, wie ich schon sagte, das Gepäck über den Fußpfad der Schlucht entlang geschleppt werden. Fuller trat aus Steuer, P. Robaut übernahm das eine Ruder, und ein Arbeiter, den wir vom Marsh-See mitgenommen, das andere.

Da ich nicht sehen konnte, daß meine Leute ihr Leben aufs Spiel setzten, ohne die Gefahr selbst zu theilen, nahm ich vorn im Boot Platz und hielt meine Uhr in der Hand, um die Schnelligkeit unserer Fahrt zu messen. Meine Gegenwart schien den Begleitern die Furcht vor der dunklen Enge zu nehmen.

Es war 1 Uhr Nachmittags, als wir abstiegen. In einem Augenblicke erfaßte der reißende Strom unser Boot und drehte es zwischen den Klippen der Schlucht wirbelnd im Kreise herum. Es war eine schreckliche Scene. Wir waren augenscheinlich auf jäher Bahn und schossen mit der Schnelligkeit eines Dampfers in die Tiefe. Das Toben des Wassers, der aufspritzende Gischt, die Wellen, welche über unsern flachen Rücken schlugen und ihn schüttelten und umherwarfen wie die hochgehende See, alles das machte einen unvergeßlichen Eindruck auf uns. Doch jetzt blieb uns keine Zeit zum Nachdenken. In wenigen Minuten befanden wir uns in einer ruhigeren Strömung zwischen zwei Strudeln, die wir sorgfältig vermeiden mußten. Jetzt folgte ein Ruck und wir waren im letzten Theile der Schlucht. Nun schossen wir über einen Fels dahin, über den sich das Wasser ergießt. Wie ein flüssiger Hügel verbarg er vor uns den Ausgang des Engpasses. Da in der rasenden Fahrt packten uns die Wellen und warfen uns rechts und links, daß der Kahn wiederholt Wasser schöpfte. Als wir aus der dunklen Tiefe auftauchten, hatten wir in 3 Minuten und 25 Sekunden eine englische Meile zurückgelegt. Ein rascher Ruderschlag trieb uns in die ruhige Fahrstraße. Als wir landeten, schwenkten drei Bergleute ihre Hüte zum Glückwunsch über die bestandene Gefahr."

(Schluß folgt.)

## Für Missionszwecke.

	Marl.		Marl.		Marl.
<b>Für die dürftigsten Missionen:</b>		<b>Von H. C. Schöneb.</b>	10.10	<b>Von F. v. L. durch Herder &amp; Co. in München</b>	15.70
Von Hfr. Walter in Hollerbach	15.—	Von Decan Vichtenegger in Tann	130.—	"Papalino"	4.50
Von H. S. in M.	81.—	"Papalino"	3.—	Durch Kaplan Frank in Berlin	10.70
"Ut in messum tuam mittas operarios in-		<b>Für die Jesuiten-Mission am Sambesi</b>		<b>Für den Franziskus-Xaverius-Verein:</b>	
confusibiles"	16.05	(Südafrika)		Von Ungenannt	5.—
Durch Kaplan Remlinger in Erlangen	51.—	Von Schultheben in Olpe	7.35	"Papalino"	7.50
Von G. S.	40.—	"Ehre dem hl. Joseph", für einen Beruf	2.—	<b>Für Kostauf und Unterhalt von Heiden-</b>	
Aus der Schweiz	16.40	Von einem Herzen, das die Jesuiten liebt	50.—	kindern:	
Von Wb.	16.20	Von B. P. S.	40.—	Durch Kaplan Rembort in Heintzau	20.—
Aus Graen	8.21	Aus Mayen	40.—	Durch P. W. für einen Täufling, "Clara"	20.—
Aus Carl Paul, Ind.: Herr, segne uns in		Von den Barmherzigen Brüdern in Saffig	15.—	"Für Eure des göttlichen Herzens Jesu"	200.—
"America"	30.75	Von N. N. Hfr. in Reußen	16.20	Von Ungenannt	25.—
"Papalino"	4.—	Von J. in Hohenzollern	65.—	Von Dr. Verberich in Lauenburgschheim	98.—
<b>Für die Missionen in China, Japan und</b>		Von Kaplan N. N.	5.—	Durch Kaplan Frank in Berlin	42.—
<b>Indien:</b>		Von H. in Stuttgart	4.10	<b>Für Kostauf und Unterhalt von Regere-</b>	
Von Wilhelm Schmitz in Bütgen	1.—	Von Wittwe Zimmermann in Sautville, Bisc.	4.10	kindern:	
Von Ungenannt	2.—	Durch Kaplan Kriemhild in Heintzau	20.—	Aus Gröbblingen, Warenhof	26.80
"Monstra te esse matrem"	15.—	Von Alois Stöpper in Sautville, Bisc.	4.10	Durch Hfr. Hausner in Raimb.	80.—
Von Th. L. in Rheine	10.—	Durch H. S. durch Herder & Co. in München	50.—	"Für Eure des göttlichen Herzens Jesu"	200.—
"In Ehren des hl. Franziskus Xaverius"	1.—	Von H. A. B. S.	5.—	<b>Pro Papa:</b>	
Von M. G. in Wallerstein	20.—	<b>Für die Missionen in Afrika:</b>		"O unbedeckte Empfängniß, bitte für den Hei-	
Aus Tottikon, Margau	40.—	"Oldenburgs"	20.—	ligen Vater und die ganze katholische Kirche"	15.—
"Ut in messum tuam mittas operarios in-		Aus Mayen	10.—	"Papalino"	6.—
confusibiles"	16.—	Durch Hfr. Hilde in Raimb.	20.—	Aus Stiel	16.67
Von einem Herzen, das die Jesuiten liebt	50.—	Durch Hfr. Hausner in Raimb.	30.—	Von L. K. in Erpe	2.—
Von B.	2.—	Von Hfr. W. N. in L. durch Herder & Co. in	25.—	Von einer ungenannt sein wollenden Dame:	
Von H. A. B. S.	7.—	München		"Heiliger Vater, segne uns!"	8060.—
Aus Stiel	1.—	<b>Für die deutsche Josephs-Mission in</b>		<b>Für verschiedene Zwecke:</b>	
<b>Für die Missionen im Orient:</b>		Paris:		Von B.	1.—
Von Coop. Jost in Almburg	300.—	Von G. N. in Z.	8.—	Von J. B. Reutemann in Raimb.	25.—
<b>Für die Missionen in Palästina:</b>		Aus Mayen, durch Decan Stadtmair	109.—	Von Dr. Verberich in Lauenburgschheim	6.—
Durch Kaplan Frank in Berlin	6.—	<b>Für den Kindheit-Jesu-Verein:</b>		Durch Hfr. Stein in Sagen (für Sheffield)	75.—
<b>Für noch lebende Missionspriester zur</b>		Von Beneficiat Hagenbühl in Rothhalmünster	30.—	Von J. M. Mäggligen	12.—
<b>Personierung von hl. Messen:</b>		"Für Eure des göttlichen Herzens Jesu"	200.—	Aus München, durch Herder & Co.	53.—
Von A. Kleinert in Gottw.	14.—	Von Reb. Th. Litterst in Bismarck, D.	82.—	Von K. A. B. S.	9.—
Von Kaplan Höfner in Bamberg	70.—	Von Dr. Verberich in Lauenburgschheim	20.60	Von F. W. Schöner in L.	3.—
Von Hfr. Leuchter in Stoppenberg	60.—	Durch Kaplan Frank in Berlin	21.43	Von Hfr. Vogt in Hombingen	10.—
Von Hfr. Mayon in Schmogau	16.40	<b>Für den Bonifacius-Verein:</b>		Aus Stiel	56.—
Von Dr. med. —	16.20	Von L. S. in L.	51.—	Durch P. Buchmann in Wien	25.80
		Durch P. Petrus in Burghausen	56.—	Aus Hohenbeck	50.—
				Von N. N.	1.60

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.  
Buchdrucker der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau. — Redaktionschluss und Ausgabe: 14. April 1838.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.